

Weworzik

D" 8589

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig



Dr. med. Lahmann's Nährsalz-Präparate!



Nährsalz-Cacao

Nährsalz-Chocolade

Nährsalz-Extrakt

Pflanzen - Milch

ist das einzige Cacaopulver, welches nicht mit mineralischen Salzen, sondern mit **Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** aufgeschlossen ist. Es fördert daher die Ernährung in hohem Grade, wirkt wohltuend auf Magen und Darm und ist für magenschwache Personen besonders geeignet.

enthält ebenfalls **Dr. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extrakt** und wird durch diesen Zusatz eine zum Kochen und Rohessen gleich geeignete kräftige Nährchocolade.

rein aus Pflanzen hergestellt, ist durch seinen hohen Gehalt an pflanzlichem Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk usw. ein vorzügliches, den Nährwert erhöhendes Zusatzmittel zu Speisen.

der Kuhmilch zugesetzt, bewährtester Ersatz beim Versagen der Brustnahrung.

Die **Dr. med. Lahmann'schen Nährsalz-Präparate** sind über 30 Jahre im Gebrauch und finden Verwendung in fast allen Sanatorien. Ausführliche Broschüren versenden gratis und franko die

Alleinigen Fabrikanten **Hewel & Veithen, Köln, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik**

PANGANI-KEKS

FRITKE

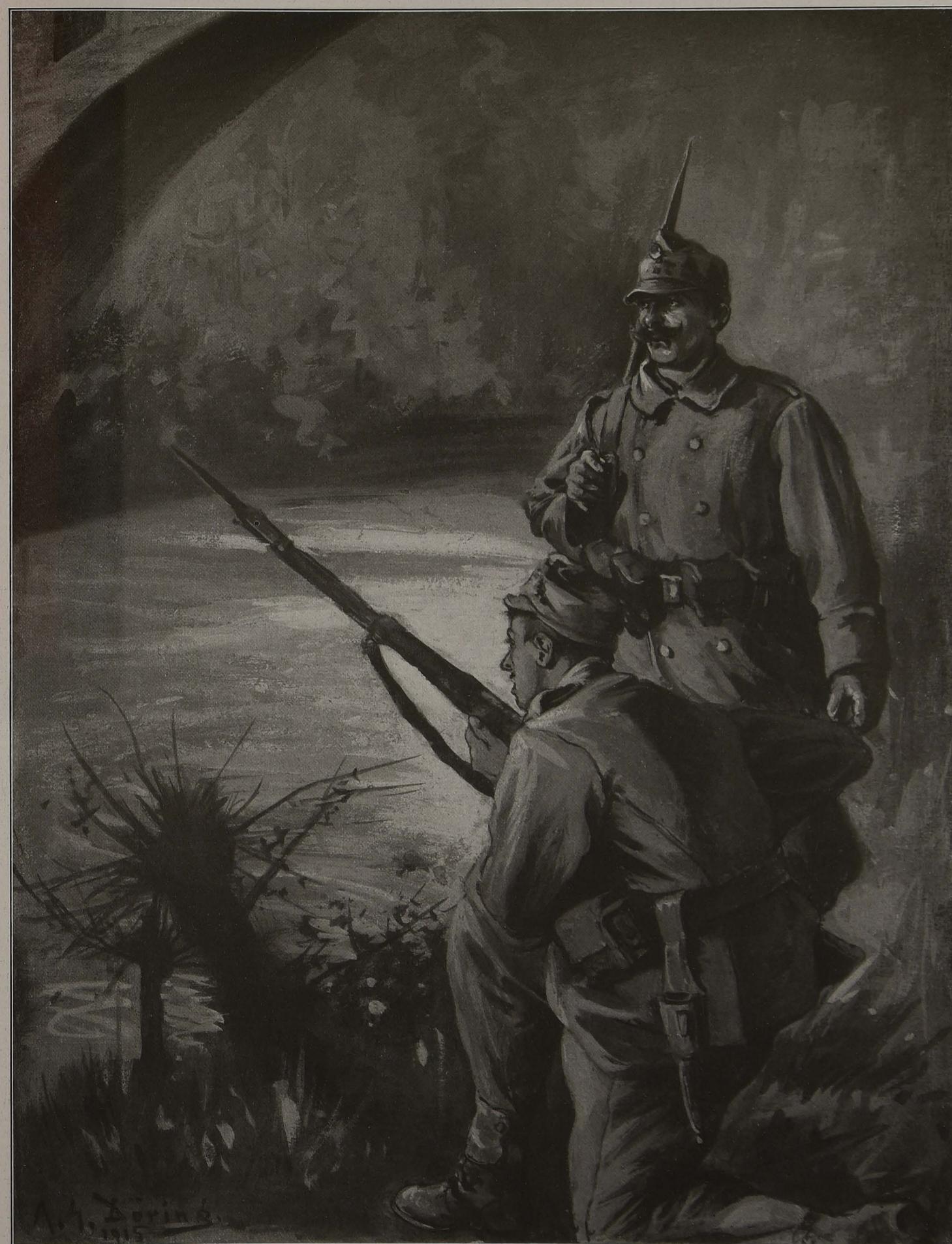


H. BAHLSENS LEIBNIZ-KEKS-FABRIK HANNOVER

Illustrirte Zeitung

Nr. 3775.

145. Band.



Zu der dritten, abermals an dem heldenmütigen Widerstand der österreichisch-ungarischen Truppen gescheiterten italienischen Offensive: Nacht am Isonzo.

Nach einer Zeichnung des auf den italienischen Kriegsschauplatz entfalteten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Adolf G. Döring.

Deutsche Erziehung — ein Hauptfaktor deutscher Erfolge.

Von Professor Dr. G. Budde, Hannover.

Vor einiger Zeit hat der Defan des Professorenkollegiums der Columbia-Universität in Newyork, Dr. J. C. Russell, in einem Vortrage, den er vor Lehrern gehalten hat, unter anderem den Satz aufgestellt, daß man die Deutschen um der Vortrefflichkeit ihres Erziehungssystems willen bewundern müsse, das ganz allein sie instand gesetzt habe, einer Welt von Feinden Trotz zu bieten. Wenn es nun auch zu weit geht, wenn man allein dem deutschen Erziehungssystem das Verdienst an den von uns in dem gegenwärtigen durchführbaren Kriege errungenen gewaltigen Erfolgen zuschreibt, so ist doch sicherlich daran kein Zweifel möglich, daß jenes System zu unseren Erfolgen im Kriege schon früher außerordentlich beigetragen hat und auch in dem jetzigen Weltkriege wieder beiträgt. Die deutsche Erziehung war und ist ein Hauptfaktor deutscher Erfolge.

Und zwar gilt dies in erster Linie und vor allem von dem Geist der deutschen Erziehung, wie er in Männern wie Pestalozzi, M. v. Humboldt, Schöner u. a. lebte und von ihnen in das deutsche Erziehungswesen übergeleitet worden ist. Vor mehr als hundert Jahren, in einer Zeit, wo unser Vaterland nach der Niederlage bei Jena unter der eisernen Faust des Korien seufzte, ist dieser Geist der deutschen Erziehung geboren worden. Nach Diltgen lag die Kraft, die uns noch heute aus den verstaubten Alten jener großen Zeit aufzuckt, darin, daß ein zusammenhängendes, nach der Bildungsstufe der Gesellschaft abgestuftes Ideal alle damals zusammenwirkenden Personen erfüllte, und daß dasselbe in einem inneren Verhältnis zu der ganzen gesellschaftlichen Ordnung stand. „Die Bildungsordnung der aufgestellten Selbstherrschafft war unfähig geworden, den von der französischen Revolution entsefelten Kräften gegenüber wirksame Kräfte zu entwickeln. Da war es nun ein lebendiger Quell ungeahnter Kraftentfaltungen in unserer Nation, die damit zur Verwirklichung des nationalen Staates geführt haben, daß in den Ländern deutscher Zunge, im Zusammenhang mit unserer inneren Bildung, der schätzbare Dienst, der frohe, mutige Versuch in der Schulfürsorge, im Klassenzimmer, die wirkliche pädagogische Arbeit mit einem Gefühl von Heiligkeit umgeben war: Lehrer, Philosophen, Fürsten, Staatsmänner und Publistum haben in diesem Gefühl zusammengelebt.“ Und dieser pädagogischen Arbeit lag der Grundgedanke Pestalozzis zugrunde, daß die gesamte Jugenderziehung durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickeln müsse. Aus diesem Grundgedanken wollte Schöner in dem von ihm ausgearbeiteten Erziehungsplan sowohl die Volksschule als auch die höhere Schule aufbauen. Dieser Grundgedanke entsprang einer Denkart, in der sich der Sinn für die Individualität und die Fürsorge für die einzelne Person mit den großen Gesichtspunkten des preussischen Beamtenstaates vereinigte. Im Vordergrund stand die Forderung der Wahrheit und Anerkennung individuellen Lebens, und aufs schärfste verurteilt wurden alle Maßregeln, die das persönliche Leben zu erlösen geeignet waren. Dieser Denkart erschien die weitgehende Bedienung persönlichen Lebens nicht nur im Interesse des einzelnen, sondern auch im Interesse des Staates als das Wichtigste. Ihre Vertreter waren der Meinung, daß der Mensch an erster Stelle nicht für drauhen befindliche Ziele, auch nicht für die menschliche Gesellschaft, sondern für sich selbst zu bilden sei, indem er zu einer selbständigen Persönlichkeit und einer geistigen Individualität erhoben werde. Wenn das geschieht, dann wird er auch nach außen hin am meisten und am tiefsten wirken; denn gerade wenn der Mensch nicht den äußeren Nutzen zum Hauptziele macht, sondern vor allem seine Seele vertieft und kräftigt, wird er auch in der tiefsten Welt, im Dienste seiner Mitmenschen, das Beste zu wirken in der Lage sein. Also in erster Linie persönliche Bildung und erst dann soziale Erziehung. Die Erziehung darf den jungen Menschen nicht bloß zu einem geschickten Arbeiter der großen Kulturfabrik, sondern sie soll ihn vor allem zum Menschen bilden. Nur eine so orientierte Erziehung entspricht der selbstigen Art des deutschen Volkes.

Aus dieser Pädagogik weht uns der selbige Geist des deutschen Idealismus entgegen, der unsere klassische Literatur und Kunst durchdringt, der hat den Geist der deutschen Erziehung erzeugt, der für Gegenwart und Zukunft das politische und kulturelle Vordringen des Deutschen gewährleistet, und der zunächst in den Freiheitskriegen sich als ein Hauptfaktor deutscher Erfolge bewährt hat. Es ist dies der Geist, der zu allen persönlichen Opfern bereit ist, wenn es den Kampf gilt um die Wahrung der höchsten Güter der Menschheit, um die dem Leben des einzelnen vordringenden Ideale, heißen sie nun Gott, Wahrheit und Recht oder Vaterland.

Aber dieser Geist und damit auch der Geist echter deutscher Erziehung geht nicht nur in der Zeit der Freiheit persönlichen Lebens, er verkrümert, sobald die bürokratische Schablone ihn berührt. Auch das lehrt uns die Zeit vor hundert Jahren. Schon bei den ersten Nachfolgern M. v. Humboldts fand dessen geistiger Testamentsvollstrecker Schöner kein Verständnis mehr für seine pädagogischen Forderungen. Sie wurden „durch die entgegenwirkenden Kräfte schließlich ihrer ursprünglichen Idee beraubt und dem starren, mechanischen Formenwesen angeschlossen, das wieder zur Geltung gelangte“. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein haben Volksschule und höhere Schule in gleicher Weise unter solchem Formenwesen gelitten und ist in beiden die von dem Geist der deutschen Erziehung geforderte Bedienung persönlichen Lebens gebremst worden; ja, wir haben dieses Formenwesen bis heute noch nicht wieder so weit überwunden, als es im Interesse einer im Sinne der Führer der deutschen Erziehung gebachten Persönlichkeitsbildung erforderlich ist. Aber darüber dürfen wir doch andererseits auch nicht übersehen, daß trotz dieses Formenwesens der deutschen Erziehung im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine Organisation gegeben worden ist, die für die Entwicklung unseres Volkes die wichtigsten Folgen gehabt hat. Und außerdem ist der Geist der deutschen Erziehung allerdings durch diese Organisation des öfteren wohl gebremst, aber niemals erlöset worden. Vielmehr zeigt er in seinem bis in die Gegenwart fortgeführten Kampfe gegen pädagogische Forderungen der Organisation seine noch ungebrochene Lebenskraft.

Die unvermeidbaren Mängel, die die Organisation des deutschen Erziehungswesens wie jede menschliche Einrichtung aufweist, dürfen uns auf keinen Fall die großen Vorzüge und Verdienste verdecken lassen, die ihr zukommen, und die derart sind, daß wir auch diese Organisation der deutschen Erziehung als einen Hauptfaktor unserer Erfolge hinstellen müssen. Welche segensreichen Folgen hat sie nicht schon allein durch die strenge Durchführung der Schulpflicht erzielt! Diese Schulpflicht bewirkt, daß jedes Mitglied unseres Volkes ein bestimmtes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten und — was noch wichtiger ist — ein bestimmtes Maß sittlicher Beeinflussung erfährt. Was das zu bedeuten hat, kann jeder erkennen, der weiß, wie Trübsal in unseren Volksschulen an intellektueller und sittlicher Bildung geleistet wird. Unsere gewöhnlichen Soldaten und die Unterführer werden nimmermehr das leisten, was sie leisten, wenn ihnen nicht die Volksschule das Maß von Sachwissen, von selbständigem Urteilsvermögen und von Fähigkeit der Einordnung in ein größeres Ganze mitgegeben hätte, das die Organisation unseres Volksschulwesens neuerdings gewährleistet. Und ebenso würden die aus den höheren Schulen hervorgegangenen höheren Chargen ihren kriegerischen Aufgaben nicht in der Weise gerecht werden, wie es 1870 geschehen ist und jetzt wieder geschieht, wenn nicht die Organisation unseres höheren Schulwesens für jeden, der eine höhere Schule besucht hat, ein so umfangreiches Maß bestimmter Allgemeinbildung auf intellektuellem Gebiete und logischen Einfühlungsvermögens garantierte, als dies tatsächlich der Fall ist. Manchem erscheint sogar das von den höheren Schulen erstrebte Maß von allgemeinem Wissen und Können als zu weitgehend, weil durch eine Überspannung desselben die der geistigen Eigenart des einzelnen Schülers entsprechende individuelle Bildung gefährdet und der durch den Geist der echten deutschen Erziehung geforderten Bedienung persönlichen Lebens entgegengeordnet werde. Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls kann auch die krasse staatliche Organisation des deutschen Unterrichtswesens einen nicht geringen Anteil an den deutschen Erfolgen für sich in Anspruch nehmen.

Das können aber nicht minder die Übermittler der deutschen Erziehung, d. h. die Lehrer. Das gilt von den Lehrern der Volksschulen und der höheren Schulen in gleicher Weise. Gemeinsam ist ihnen ein hohes Pflichtbewußtsein, das schon an sich auf die ihnen anvertraute Jugend vorbildlich wirkt und für deren sittliche Bildung die wertvollsten Garantien gibt. Diesem Pflichtbewußtsein entspricht auch ein besonders bei einem Teil der Volksschullehrer hervorragendes anerkennenswertes Streben nach Weiterbildung auf dem allgemein pädagogischen oder auf einem bestimmten Wissensgebiete, ein Streben, das naturgemäß auch wieder der Schule zugute kommt. Und die gemäß dem Dasein stehenden, was wissenschaftliche Vorbildung angeht, wohl denen aller anderen Länder voran, es ist sehr erfreulich, daß neuerdings immer mehr Oberlehrer sich auch wissenschaftlich mit Pädagogik zu befassen beginnen; das kann eine sehr heilsame Rückwirkung auf die Unterrichtspraxis an den höheren Schulen herbeiführen. Und was für das Vaterlandes Interesse vor allem in Betracht kommt, das ist der Umstand, daß die gesamte deutsche Lehrerschaft von glühender Vaterlandsliebe erfüllt und unablässig befreit ist, die eigene patriotische Begeisterung auf die Jugend zu übertragen. Daß die von ihr der Jugend gepredigte Vaterlandsliebe für sie kein bloßes Wort, sondern eine heilige Sache, ein hohes Ideal ist, für das sie leben und sterben will, das hat sie durch die sich immer mehr steigende Anzahl von Standesvertretern bewiesen, die ihre Vaterlandsliebe auf den Schlachtfeldern mit dem Heldentod besiegelt haben. Wie muß ein solches Heldentum der Lehrer auf die Jugend wirken! Wahrscheinlich, wenn von den Faktoren deutscher Erfolge die Rede ist, die das deutsche Erziehungswesen stellt, dann muß die deutsche Lehrerschaft mit an erster Stelle genannt werden.

So ist die deutsche Erziehung, die schon in der Vergangenheit ihre Kraft gezeigt hat, auch wieder in dem gegenwärtigen gewaltigen Völkerringen ein Hauptfaktor deutscher Erfolge. Da könnte man nun meinen, daß angesichts dieser Bewährung an den deutschen Erziehungsgedanken Einrichtungen nichts geändert werden müsse oder dürfte, daß diese Einrichtungen vielmehr das Nonplusultra, also das Ideal darstellten, das nicht mehr verbessert werden könne, und daß, wer gegenüber diesen Einrichtungen den Grundgedanken „quieta non movere“ nicht beachte, sondern Reformen vertere, sich gegen die deutsche Erziehung unantastbar erweise. Und tatsächlich haben auch unentwegte Verteidiger des Bestehenden diese Meinung vertreten und werden sicherlich auch nach diesem Kriege wieder mit diesem Argument ihren Standpunkt zu begründen versuchen.

In Wirklichkeit arbeiten aber gerade diese Vertreter des „quieta non movere“ nicht im wohlverstandenen und wahren Interesse der deutschen Erziehung. Denn diese wird ihre Kraft auch in der Zukunft nur dann bewahren und stärken können, wenn sie ihre Einrichtungen den veränderten Verhältnissen und den neuen Aufgaben, die sie

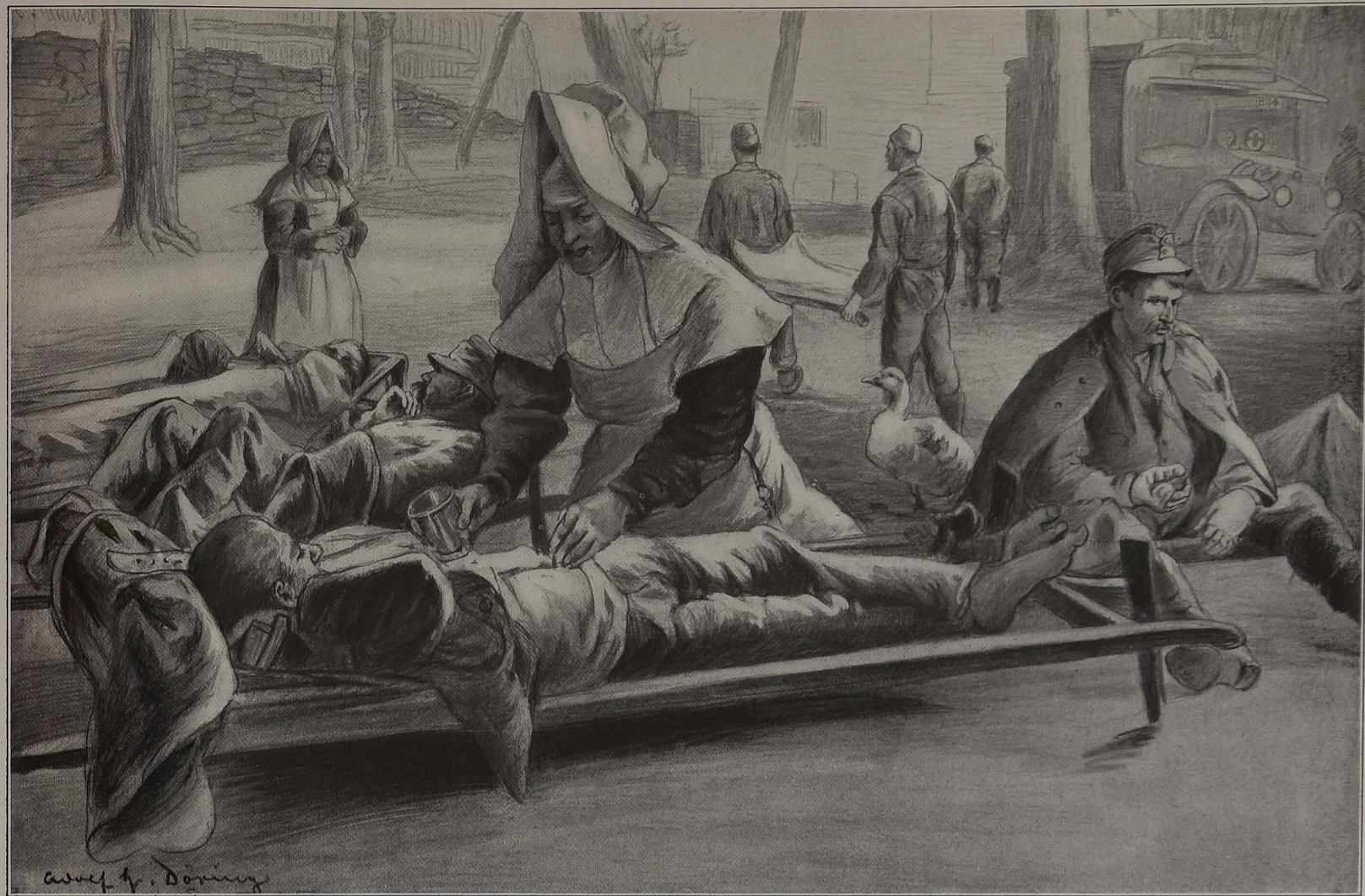
kommende Zeit stellen wird, anpaßt. Auch auf dem Gebiete der Erziehung ist jeder Stillstand Rückgang. In der sogenannten Dekontinenz, die im Jahre 1890 in Berlin über Fragen des höheren Schulwesens verhandelte, versuchte ein mittlerweile verstorbener, sehr bekannter Vertreter des Gymnasiums die seiner Meinung nach zu fordernde Unantastbarkeit dieser Schulart mit dem Hinweis zu verteidigen, daß sich in dem Kriege 1870/71 die aus den Gymnasien hervorgegangenen Teilnehmer des Feldzuges so bewährt hätten, daß damit auch ein für allemal die Unübertrefflichkeit der von ihnen besuchten Schulart bewiesen sei und deshalb an ihr nichts geändert werden dürfe. Von einem jener Konferenzen ebenfalls angehörten hohen Militär wurde dieser Schulmann darauf aufmerksam gemacht, daß sich doch auch die militärischen Einrichtungen in dem Kriege von 1870/71 glänzend bewährt hätten, daß es aber trotzdem der größte Fehler wäre, den die Heeresverwaltung machen könne, wenn sie nun auf Grund der Erfolge alles beim alten lassen und nicht im Hinblick auf die neuen Aufgaben, die die neue Lage geschaffen, ihre Einrichtungen immer mehr vervollkommen würde. Und derselbe Gesichtspunkt müsse auch für das Schulwesen maßgebend sein.

Es kann kein Zweifel sein, wer recht hatte, der Schulmann oder der Militär. Wenn aber schon nach 1870/71 eine Änderung der Verhältnisse in unserem Vaterlande eintrat und damit auch der Erziehung neue Aufgaben erwuchsen, so wird dies nach dem gegenwärtigen Weltkriege in einem weit größeren Umfange der Fall sein. Wenn Deutschland aus diesem Völkerringen, wie es vorher die Geschichte nie gesehen hat, siegreich hervorgegangen sein wird, dann wird das neue Deutschland an die heranwachsende Generation, die das von den Vätern Ertrampfte zu wahren und zu verteidigen haben wird, Forderungen stellen müssen, denen unsere vorhandenen Erziehungseinrichtungen nicht mehr genügen werden, die vielmehr eine entschlossene und der Gegenwart der neuen Verhältnisse angepaßte Weiterentwicklung derselben gebietend erscheinen.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, mit bestimmten Reformvorschlügen aufzuwarten, aber ich darf vielleicht kurz andeuten, in welcher Richtung die Weiterentwicklung des deutschen Schulwesens sich zu bewegen haben wird. Der Volksschule scheint mir diese Richtung gewiesen zu werden durch die immer mehr anklingende pädagogische Bewegung der Gegenwart, die man als „Arbeitschulbewegung“ zu bezeichnen pflegt, die die intellektuelle Bildung nicht herabsetzen, sondern sie durch Selbsttätigkeit der Schüler steigern und die neben dem Geist vor allem den Charakter entwickeln will. Und für das höhere Schulwesen wird sich als die bei weitem wichtigste Aufgabe die ergeben, ihm eine wirklich nationale Basis zu geben und an die Stelle der jetzigen altsprachlichen und neupracheischen Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Reformschulen usw. ein in unserer nationalen Kultur verankertes deutsches Einheitsgymnasium zu setzen. Die jetzige bunte Vielgestaltigkeit des deutschen höheren Schulwesens gefährdet die Einheitlichkeit unserer nationalen Bildung und muß beseitigt werden. Diese Vielgestaltigkeit muß die leitenden Kreise immer mehr innerlich auseinanderführen und damit die geistige Einheit der Nation schwer schädigen. Wir müssen deshalb, wie auch Eudon fordert, einen einzigen Hauptweg ausbilden, auf ihm aber die Mannigfaltigkeit der Individuen und der Interessen anerkennen und entwickeln.

Einen solchen Hauptweg glaube ich in dem von mir vertretenen „deutschen Gymnasium“ gezeigt zu haben, das ich in meiner Schrift „Die Weiterführung der Schulreform auf nationaler Grundlage“ näher gekennzeichnet und begründet und in meiner letzten erschienenen kleinen Broschüre „Krieg und höhere Schule“ im Lichte des Weltkriegs von neuem vertreten habe. Mit diesem deutschen Gymnasium würde zugleich das Programm verwirklicht werden, das Kaiser Wilhelm II. in der erwähnten Dekontinenz des Jahres 1890 für die Weiterentwicklung des deutschen höheren Schulwesens aufstellte, und das unter anderem lautete: „Wer selber auf dem Gymnasium gewesen ist und hinter die Kulissen gesehen hat, der weiß, wo es da fehlt. Und da fehlt es vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer. Wir müssen von der Basis ausgehen, die jahrhundertlang bestanden hat, von der alten klösterlichen Erziehung des Mittelalters, wo das Lateinische maßgebend war und ein bißchen Griechisch dazu. Das ist nicht mehr maßgebend. Wir müssen das Deutsche zur Basis machen.“ Was der Kaiser hier im Hinblick auf die Gymnasien sagte, das gilt aber auch im Hinblick auf die Realanstalten; auch sie müssen das Deutsche zur Basis machen, denn wir sollen auch in ihnen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Franzosen und Engländer. Es bedarf also nach dem Kriege in erster Linie einer starken und entschlossenen Nationalisierung unseres gesamten höheren Schulwesens. Das ist die wichtigste Aufgabe, die der Weltkrieg unserer nationalen Erziehung stellt.

Wenn wir das ganze deutsche Schulwesen, das höhere und das Volksschulwesen, immer mehr im wahren Deutschtum verankern, dann werden wir damit auch dem Vaterlande und unserer nationalen Kultur den größten Dienst erweisen; denn eine im echten deutschen Geiste wurzelnde deutsche Schule ist auch eins der stärksten Bollwerke des deutschen Kultur und eines mächtigen deutschen Staates. Eine in solchem Geiste wurzelnde Erziehung wird, mögen auch die Aufgaben der Zukunft noch so groß und vielfältig werden, alle Schwierigkeiten überwinden und sich auch fernerhin als ein Hauptfaktor deutscher Erfolge bewahren.



Schweizern von St. Vincent bei den Verwundeten in einem Feldlazarett an der Front.



Aus dem Internierungslager kriegsgefangener Italiener im Kastell zu Laibach.

Unsere österreichisch-ungarischen Verbündeten im Kriege mit Italien. Nach Zeichnungen des auf den italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Adolf G. Döring.



Unser Sonderzeichner auf dem italienischen Kriegsschauplatz, Kunstmalers Adolf G. Döring.



Blick auf Trient im September 1915. (Phot. Franzl.)



Aus dem Kampfgebiet in den Dolomiten: Ungarische Arbeiterabteilung beim Transport von Eisen für die Unterstände.



Der höchste Vorposten im Weltkrieg: Skivorposten auf der Adnigspitze in 3800 m Höhe. (Phot. Franzl.)

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der zweiten Umschlagseite.)

17. Oktober 1915.

Feindliche Handgranatenangriffe in Gegend von Vermelles und Rocincourt waren erfolglos. Der Westhang des Hartmannsweilerkopfes ist planmäßig und ohne vom Feinde gestört zu werden, heute nacht von uns wieder geräumt, nachdem die feindlichen Gräben gründlich zerstört sind. Bei St.-Souplet, nordwestlich von Souain, brachte Leutnant Boelle im Luftkampf ein französisches Kampfflugzeug, damit in kurzer Zeit sein fünftes feindliches Flugzeug, zum Absturz.

Ostlich von Mitau warfen unsere Truppen den Gegner aus seinen Stellungen. Südlich und nordöstlich Gr. Lédau wurden die Russen bis über die Mitte zurückgedrängt; sie ließen 5 Offiziere und über 1000 Mann als Gefangene in unserer Hand. Vor



Sonntagsandacht der Tiroler Landkrieger an der Front. (Phot. Franzl.)
Der Krieg mit Italien.

Dünaburg wurden starker russische Angriffe abgelehnt. Die Russen verloren dabei 4 Offiziere, 440 Mann an Gefangenen. Ebenso wurden südlich von Smorgon russische Vorstöße, zum Teil in Nachtämpfen, überall abgewiesen. Die Russen sind auch bei Mulezno über den Styr geworfen. Angriffsversuche derselben am Komyn scheiterten.

Nach kräftiger Artillerievorbereitung setzten die Italiener gestern früh gegen den Nordwestabschnitt des Plateaus von Doberdo mehrere Infanterieangriffe an, die alle an den österreichisch-ungarischen Hindernissen zusammenbrachen. Der Feind erlitt große Verluste und ging in seine früheren Stellungen zurück. Ein in den Nachmittagsstunden erneuerter Angriff wurde schon durch Geschützfeuer zum Stehen gebracht. Am Abend und während der Nacht versuchte die feindliche Infanterie noch weitere Vorstöße, die, wie alle früheren, scheiterten.

(Fortsetzung siehe Seite 611.)



Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarische Tragkolonne überschreitet einen Gebirgsbach in Südtirol. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer H. Reich.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(6. Fortsetzung.)

Matthias malte hinter verschlossener Tür. Den Schlüssel behielt er bei sich und bewachte ihn so gut, daß es Frau Frieda niemals gelang, sich seiner zu bemächtigen. Ein sinnvoll zusammenhängendes Geschehen sollte sie tiefer in Matthias' Malgeheimnis führen.

Der Hausbesitzer hatte durch Herrn Strunk, den Hausbesorger, sagen lassen, daß Montag der Dachdecker kommen und daß zur Wiederherstellung einer beschädigten Dachstelle ein Gerüst aufgeschlagen werden würde, von dem ein Stützbalken in Herrn Supps Mansardenfenster geführt werden mußte.

Als Herr Strunk diesen Auftrag zur Mobilmachung der Suppschen Mansarde erhielt, war es Samstag Abend; Herr Strunk, nicht bloß Hausbesorger bei Herrn Albinus, sondern auch Heizer im Gaswerk, hatte seinen Wochenlohn empfangen, und so kam es, daß der Auftrag in einem tiefgründigen Gespräch mit einigen anderen Herren von der hausbehütenden Zunft vergessen und von einigen Flaschen echter Döllnitzer Rittergutsgose hinweggespült wurde.

Als am Montag der Dachdecker, zu einer Zeit, da Matthias Supp mit dem Mansardenschlüssel längst in seiner Bank war, angerückt kam und seinen allerwichtigsten Balken gerade durch das Suppsche Fenster stecken wollte, stand er vor einer verschlossenen Tür. Die Dachdeckergehilfen trampelten wohl zwanzigmal die Stiegen hinab und hinauf, berieten, wie man von der Straße zu dem Fenster hinaufsteigen oder sich vom Dach zu ihm herablassen könnte, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, am besten ginge es durch die Türe.

Man dachte daran, Herrn Supp aus der Bank herauszuklingeln, oder den Schlüssel von ihm zu holen. Damit aber ging viel Zeit verloren, und Dachdecker lassen sich verlorene Zeit ebensogut bezahlen wie gefundene. Der Hausherr, der zur Entscheidung der Angelegenheit von dem in der Nähe liegenden Schauplatz seiner neuesten Hypothekenschlacht herangeholt worden war, entsann sich, daß ihm der Schlosser gerade in diesem Haus zu jedem Bodenraum zwei Schlüssel abgeliefert hatte.

So drang man also ins wohlbehütete Suppsche Geheimkabinett. Während die Dachdecker einen endlos langen Balken schleppten, hoben und vorwärtsstießen, daß der Mörtel von den Wänden fiel, stand Herr Albinus mit Kennermiene vor dem Bild auf der Staffelei. Frau Frieda war im Grunde genommen etwas enttäuscht, sie hatte sich das Heiligtum ihres Mannes viel phantastischer vorgestellt und sah nun nichts als ein ziemlich nüchternes Durcheinander von Tuben, Pinseln, beklecksten Fetzen und bemalter Leinwand, die sich von den Fetzen nur dadurch unterschied, daß sie fest auf Rahmen gespannt war.

Auch das Durcheinander von braunroten Fleischwürsten, vor dem Herr Albinus stand, schien ihr in keiner Weise bemerkenswert. Aber als Herr Albinus immer länger vor ihm in Betrachtung verweilte, mit Kopfschütteln und sachverständigem Vor- und Zurücktreten, begann sie es mit einer Art freudiger Angst genauer anzusehen. Sie glaubte zu entdecken, daß die Fleischwürste einige Ähnlichkeit mit menschlichen Körpern hatten, und erschrak fast, als sich der Hausherr plötzlich nach ihr umwandte: „Das ist ja famos!“ sagte er.

Es war also famos, dieses Ding da! Mein Gott, was sollte man da — „Wissen Sie, was das ist?“ Frau Frieda verneinte es. „Das ist expressionistisch! Verstehen Sie! Das Allerneueste in der Kunst.“

„Jaja? Jaja?! Jaja!“ Herr Albinus, ein noch junger Mann, der ein von seinem Vater mit Geschick begonnenes Hausbaugeschäft im großen Maßstab fortsetzte, gehörte zu den Menschen, die sich um viele Dinge annehmen, die sie im Grunde nichts angehen. Er war gerne Schnittlauch auf allen Suppen und liebte es, bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß er mit allem Neuen in Leben, Politik und Kunst wohl vertraut sei. Seine Geschäftigkeit wurde durch seine Bauunternehmungen nicht aufgebraucht, sondern trieb ihn daneben und dazwischen noch zu einer Unzahl anderer Angelegenheiten, die ihn mit allen Kreisen der Stadt zusammenbrachten.

Er drängte seinen Rat und seine Vermittlung jedermann auf, und unter Umständen lag ihm nichts daran, jemanden durch eine kleine Gewalttätigkeit glücklich zu machen.

Mit immer heftiger werdendem Kopfschütteln fuhr er fort: „Ja, warum macht er denn nichts aus sich, Ihr Herr Gemahl? Warum stellt er denn sein Licht unter den Scheffel? Kein Mensch weiß etwas davon, daß er malt! Wissen Sie, daß er ein großer Künstler ist?“ Seine Hände beschrieben begeisterte Kreise vor dem Bild. „Sehen Sie nur diese Auffassung der menschlichen Gestalt. Ausschließlich Kreise und Ovale ... alles kann man auf diese Linien zurückführen ... ich bitte ... da ... und da ... das ist genial. So malt man heute. Das ist das Allerneueste in der Kunst!“

Er kehrte dem Bild den Rücken zu und packte Frau Frieda an der Hand. Eine etwas allzu üppig geratene Gutmütigkeit, eine schrankenlose Hilfsbereitschaft schoß aus seiner im Grunde herzlich demütigen und rasch begeisterten Seele auf. „Hören Sie, Frau Supp, Sie müssen mir Vollmacht geben ... ich lasse das Bild abholen. Warum soll ihr Mann seine Kunst in der Mansarde betreiben, warum will er sie nicht dem Publikum geben?

Das ist ja besser als alles, was ich bisher gesehen habe.“ Und er fuhr fort, auf die Frau einzureden, er wäre im Ausschuß des Kunstvereines, und eben jetzt würde eine Ausstellung vorbereitet, und er kenne alle Herren der Jury sehr genau. Er wäre sicher, daß ein paar Bilder ihres Gatten angenommen würden, wenn man sie einreichte. Und das wolle er tun, er verbürge sich dafür, daß die Jury sie zuließ, und sie sollte nur ihrem Gatten nichts sagen, das würde für den eine helle Überraschung werden. Frau Frieda war halb betäubt und gab ihre Zustimmung.

Gleich am nächsten Morgen kamen ein paar Arbeiter, schlugen einige Bilder sorgsam in Packleinwand und trugen sie fort.

So kam es, daß Matthias Supp, der seine Mansarde schon wieder wochenlang nicht aufgesucht hatte, nichts davon erfuhr, daß seine Werke der Jury der Internationalen Kunstausstellung eingereicht worden seien. Herr Albinus hatte aus seiner Phantasie, die durch den Ehrgeiz des Entdeckers angereizt war, selbst Namen für diese Gemälde geboren: „Der As-dur-Dreiklang in der Eustachischen Röhre“, „Der Verfall der Lümpfdrüsen“, „Genie und Irrsinn“. Das Hauptbild aber, die Schlacht der braunroten Fleischwürste, nannte er ganz schlicht und einfach: „Amazonen am Strand“.

Matthias Supp suchte Gott.

Er fand ihn nicht in der Nähe und nicht in der Ferne, nicht im Großen und nicht im Kleinen, nicht in der Ewigkeit und nicht im Sekundenrausch. Gott zog sich vor Matthias zurück, immer tiefer ins Innere der Welt, und was von ihm verlassen war, lag schal und öde wie ausgeschäumter Trank, wie eine enteisterte Begeisterung, wie ein entseeltes Sein.

Ängste durchrasten Matthias wie Stürme, er suchte in Gott seinen Richter, wollte sich seiner Bestrafung stellen, aber Gott tat, als wüßte er nichts von ihm, und sah durch ihn hindurch oder über ihn hinweg. Matthias las schlichte Kinderbücher, in denen alles nach einer guten und väterlichen Weltordnung geht, so daß dem Braven sein Lohn und dem Bösen seine Strafe wird.

Und er warf sich vor dem Unsichtbaren hin: Herr, warum gilt das nicht für mich? Sieh, ich bitte um das Wetter deines Zornes, ich biete meine Brust deinem Strahl, vernichte mich, aber laß mich nicht länger in Ungewißheit dessen, was mich erwartet.

Aber Gott verhüllte sich, und dieses entsetzliche Glück hielt weiter an. Der Himmel seines Lebens blieb andauernd blau, und es nützte nichts, daß Matthias allen möglichen sympathetischen Wolken- und Regenzauber betrieb. Matthias versuchte das Unglück, indem er den größten Teil seines ersparten Geldes auf ein Papier setzte, das nahe daran schien, von der Börse gänzlich zu verschwinden. Das Schicksal nahm sein Opfer nicht an, unvorhergesehene Umstände traten ein, das absonderliche Papier erkletterte schwindelhafte Kurse. Matthias war gegen seinen Willen zu einem ansehnlichen Gewinn gekommen und wurde noch dazu von seinen Kollegen, die von seinem Zug erfahren hatten, als ein Börsengenie ersten Ranges ausgerufen.

Matthias nahm ein schäbiges, kleines Los, das unter Brüdern keine zehn Mark wert schien. Er machte auf dieses Los den Haupttreffer, und sein Vermögen war verdoppelt.

Der Schrecken des Segens lag auf ihm wie ein Alp, seine immer noch ungetilgte Schuld stieß ihm das Herz ab, Gottes Langmut war die fürchterlichste Strafe, die er ersinnen konnte.

In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft des Fridolin Zangerl, eines Münchners, ehemaligen Chorsängers an der Oper. Dieser Mensch lebte von seiner kleinen Pension und von dem Ertragnis einer mit längeren Zwischenpausen ausgeübten Schusterei. In Leipzig lebte er seiner Frau, die eine Tochter dieser Stadt war, zuliebe und sich zuleide.

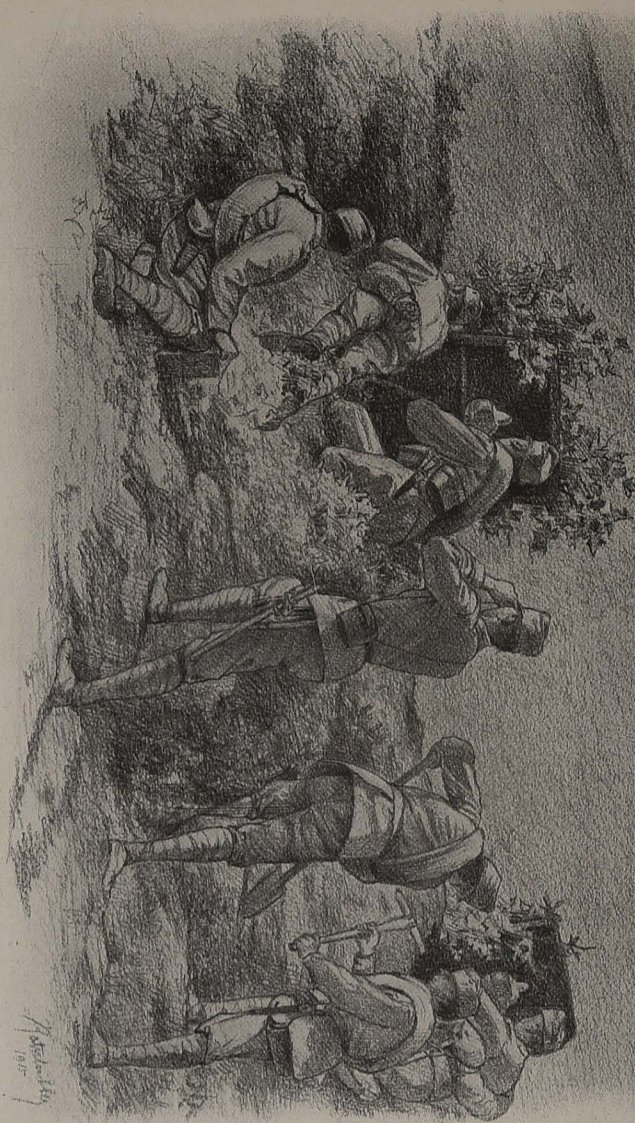
Mit seinem halben Zunftgenossen Böhme hatte er die Neigung ins Philosophische gemein, seine andere Neigung reichte in noch weit graueren Zeiten zurück, bis zum Ältervater Noah, der uns das erste Beispiel seliger Trunkenheit gegeben hat.

Fridolin Zangerl war trotz seines präziösen und zwickigen Namens von Gestalt ein Lastträger; man konnte es ihm glauben, was er erzählte, daß er oft genug bei den Chorproben das Klavier auf den Rücken genommen und dorthin getragen habe, wo es der Kapellmeister haben wollte. Leider war die Kraft jetzt von ihm genommen, nicht wie die Simsons durch das Scheren der Locken, sondern durch das Leeren der Schoppen, ein etwas unreiner Schüttelreim, den aber Zangerl in den höheren Bezirken mit einem grimmigen Behagen unverdrossen zu schütteln pflegte.

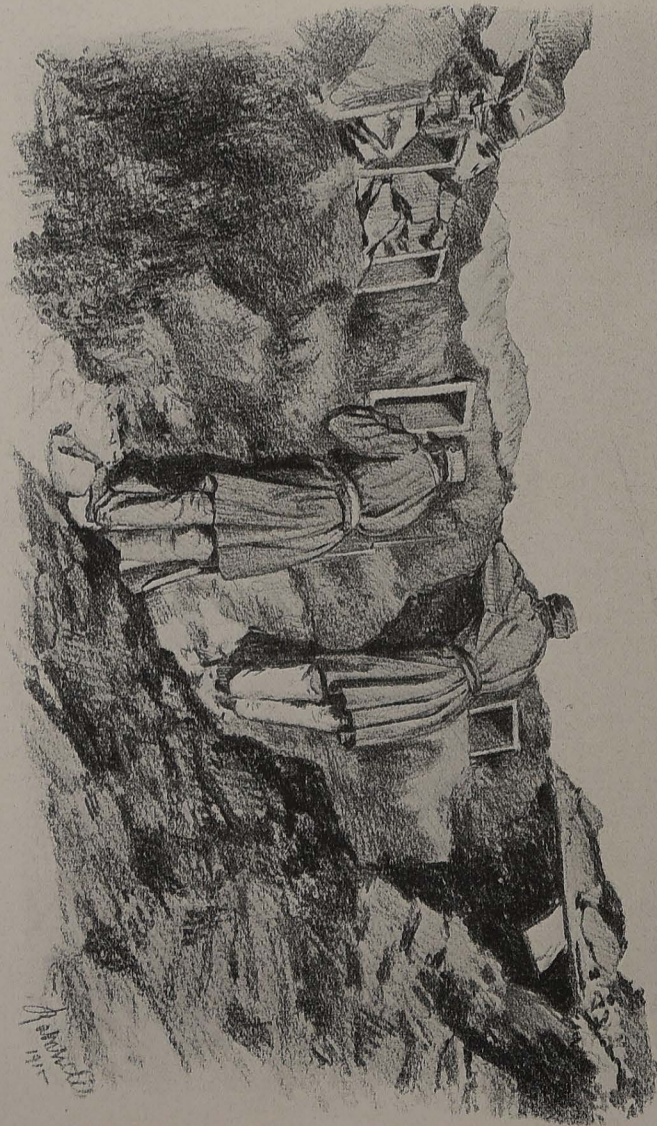
Bisweilen hatte man den Eindruck, als wäre hier in diesem vierschrotigen, aufgedunsenen, jämmerlichen Menschen wirklich ein edler Geist zerstört.

Matthias Supp hatte ihn in einer kleinen Kneipe, tief unter dem Pflaster des Brühl, kennengelernt, in die er bei einem seiner nächtlichen qualgepeitschten Streifzüge geraten war. Der verachtungsvoll blickende Wirt brachte ihm nach langem Suchen die bestellte Brauselimonade.

Fridolin Zangerl saß in einer Ecke, breit und aufgedunsen, von Wand zu Wand. Er hielt eine Rede über den Zusammenhang zwischen der Harmonie der Sphären und der Biersteuer. Seine Zuhörer waren Trambahnschaffner, Straßenkehrer, Dienstmänner und die Hausknechte der Pelzhändler. Sie hörten ihn lachend an, warfen ab und zu Bemerkungen



Infanteriegewehre befehlen Feuerstellung auf einem Siroter Grenzbaum.
Monte San Michele.



Stad Gedungen des Artisaners Kretzler Stadthier.
Monte Gerin.

Rebora.

Die Nacht am Stiller No.
Monte Carlo.



Don der bitten, abermals geführten italienischen Offiziere: im östlichen Brückenkopf während des stillenlebens am 18. Oktober 1915.
Nach der Natur gezeichnet von dem auf den italienischen Kriegsschauplatz entlassenen Obergelehrten der Leptiger „Stuttgarter Zeitung“ Adolf G. Gering.



Unsere Marine im Weltkrieg: Auf der Kommandobrücke eines Torpedobootes während einer nächtlichen Aufklärungsfahrt.
Bei einer Kreuzfahrt in der Nordsee nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Alltrichten Zeitung“ Felix Schwormstadt.

zwischen die Glieder der Bierrede. Der Betrunkene nahm diese Zurufe auf, flocht sie ein, verband sie irgendwie mit seinem Text und lallte weiter.

Ein Markthelfer aus dem Buchhändlerviertel war der Kavalier und sorgte dafür, daß der Redner stets ein volles Glas zur Hand hatte.

Matthias Supp verwunderte sich, aus dem Munde des Betrunkenen Namen zu hören wie Plato, Archimedes, Euklid und Worte wie Stabilität, Energetik, Heuristik, Steuerprogression, Produzenten und Konsumenten usw. Das war zwar mit einigem Durcheinandergestolper von Konsonanten und Vokalen vorgebracht, aber so, daß man sehr wohl sah, Namen und Worte seien keine leeren Schemen, sondern hinter ihnen stünden Gestalten und Vorstellungen, jetzt zwar ein wenig wirre, aber doch immerhin lebendige Welten.

Plötzlich hob der breite Mensch den Kopf, als wäre er aus der Ferne angerufen worden. Er sah zwischen seinen Zuhörern hindurch und durch die feuchten Kellerwände, und aus seinem violett-blau angelaufenen Gesicht rann die Farbe, bis nur ein aschfahles Grau auf einer verwüsteten, unter-spülten Haut zurückblieb. Die Lippen klappten, seine linke Hand krampte sich über dem Herzen zur Faust, man sah, wie auf der von Falten zerspaltenen Stirn, unter einem wilden, gelbweißen Haarschopf, große Schweiß-tropfen ausbrachen. Nachdem der Mann etwa eine Minute lang nach Atem gerungen hatte, kehrte sein Blick zurück, wanderte rings über die Trink-gerossen, mit einem erschreckend deutlichen Ausdruck von Widerwillen. Sein Mund krümmte sich, als hätte er etwas Gallenbitteres gegessen, seine Brauen waren ineinandergekrochen, seine Nase war aus dem Russisch-Knolligen ins Indianisch-Geschweifte verwandelt, mit dünnem Rücken und geblähten Flügeln.

Und plötzlich begann der Mensch mit leiser, tiefer, aber klangvoller Stimme zu sprechen: „Ihr Schweine, ihr Hunde, ihr Nachtfratzen, ihr Hyänen, ihr Aasgeier . . .“

Das war der Hauptspaß, die Schlußszene, auf die man gewartet hatte, um derentwillen man das vorhergehende langweilige Gefasel auf sich ge-nommen hatte. Die Stammgäste sahen mit Triumphgefühlen auf die Keller-novizen und holten sich ihren Dank für die Veranstaltung.

Matthias Supp entfernte sich. Aber er war noch nicht auf der Oberwelt, da polterte es hinter ihm drein, und der ungeschlachtete Riese klomm die ausgetretene Treppe empor. Ganz ruhig, als wäre es so ausgemacht, gesellte sich der Mann zu ihm, und es war auch keine Spur von Betrunkenheit mehr an ihm zu sehen. Eine unwillkürliche Beschleunigung der Schritte Supps verriet dem Schuster, daß seine Begleitung nicht will-kommen war.

„Na,“ brummte er, „fürchten Sie nicht, daß ich Sie anpumpe. Ich habe für heute genug. Ich gehe mit Ihnen, weil Sie ein Mensch sind. Unter Larven die einzig fühlende Brust.“

In Matthias Supp zerknirschte ein ehrlicher Zorn seine Zurückhaltung: „Lassen Sie doch diese Leute gehen. Sie haben keinen Anlaß, sich über sie zu erheben. Warum sollen das Larven sein? Es sind Menschen von geringer Bildung, sie haben tagsüber schwer gearbeitet, ihre Vergnügungen am Abend können nicht zart und fein gesponnen sein. Derbes und Rohes liegt ihnen näher. Wenn aber jemand, der für sein Tun verantwortlich ist, diese dunkeln und wüsten Triebe weckt und nährt, so liegt die Schuld an ihm allein. Ganz allein. Dann darf er die andern nicht beschimpfen und sie Larven nennen. Jeder Mensch hat seine Würde. Ich würde mich schämen, die meine um ein paar Glas Bier zu verkaufen.“

Es war eine Verwegenheit von Matthias, dem riesigen Kerl so eisern ins Gewissen zu fahren, denn wie leicht konnte der aus einem Rest von Betrunkenheit ins Grobianische geraten und den ungebetenen Bußprediger zerbeulen.

Aber Herr Zangerl ging lämmchenhaft neben Matthias Supp her, als hätte sich die Zerknirschung in seinen ganzen Körper ergossen und ihm alle Kräfte gebunden.

Und erst nach einer geraumen Weile sagte er: „Sie haben recht, Herr!“ und auf dem ganzen langen Weg, den sie noch gemeinsam hatten, nichts weiter als noch zwei- oder dreimal: „Sie haben recht.“

Seit diesem Abend trafen sich die beiden Männer öfter, denn von allen einander widersprechenden Eindrücken der ersten Begegnung war Matthias als der entscheidendste der verblieben, daß in der Vergangenheit dieses Mannes ebenso Trümmer lagen wie in der seinen.

Es stellte sich heraus, daß Fridolin Zangerl eine Menge von Büchern besaß, die er freilich mit ungemeiner Schlaueit vor seiner Frau verborgen halten mußte.

Matthias Supp las aus Zangerls Geheimbibliothek Spinoza, Renan, Comte, Feuerbach in wildem Durcheinander. Auch den philosophischen Zunftgenossen und den Geisterseher Swedenborg hielt Zangerl in der Holz-kammer hinter Kisten verborgen.

Supp schlang Buchstaben, Silben, Zeilen, Seiten, Bücher — und Gott zog sich immer weiter vor ihm zurück und wurde immer unbegreiflicher.

Fridolin Zangerl gehörte zu einem Kreise von Menschen, der unter der Leitung eines Versicherungsagenten spiritistische Sitzungen abhielt. Matthias wurde eingeführt, aber er fand in dem Tischerrücken, Tischeheben, dem Anhauchen, der langweiligen Unterhaltung in der Klopfsprache, dem Knotenlösen, dem Abformen von Geisterhänden in Gipsmasse keinen Weg zu Gott.

Eines Abends nahm ihn Fridolin Zangerl, der alle ungewöhnlichen Bünde und Zusammenschlüsse zu kennen schien, zu den Theosophen mit. Ein Apostel mit einem Albrecht-Dürer-Kopf, in Kutte und Sandalen, hielt einen Vortrag.

Er sprach von den Ebenen der Erkenntnis, vom siebenfachen Ring der Ewigkeiten, von den Siegeln des Philo, die ewige Weltgedanken enthalten, deren Ausdruck die Dinge des Scheins sind. In diesem Kreis von schwärmerischen Jünglingen und unbefriedigten Jungfrauen hatten sie eine eigene Geheimsprache, und in der Rede des Apostels sowie in der folgenden Unterhaltung verwendeten sie dunkle Worte von mystischer Feierlichkeit. Die „Wege“, die „Gestalten“, die „Gefäße“, die „Stufen“, der „Feigen-baum“ — hinter diesen Bildern bargen sich die großen Geheimnisse der Adepten einer Goldmacherkunst der Seelen.

„Kommen Sie,“ flüsterte Supp, „ich mag den Unsinn nicht mehr anhören!“

Sie gingen wieder in die Kellerspelunke, wo sie sich zuerst gesehen hatten. So früh am Abend standen die Tische noch leer, und es war nicht zu leugnen, daß der Raum, in dessen Wölbungen der Straßenlärm wie Staub hineindrang, eine gewisse Heimlichkeit hatte.

Matthias saß stumpf vor seiner Brauselimonade; in der letzten Zeit fing seine Seele keinen Strahl von Freiheit und Heiterkeit mehr auf. Die Zwischenräume zwischen zwei Anfällen von Angst waren dumpfes Nach-zittern des letzten und Erwartung des nächsten.

Auch Fridolin Zangerl sah wüst und zermartert aus. Er trank sehr rasch einige Biere nacheinander. Im hereinstäubenden Straßenlärm unter-schied man das schwere Schüttern eines Lastautos. Hinten beim Schanktisch fiel ein Glas zu Boden und zerbrach.

Vielleicht löste dieses plötzliche und heftige Geräusch die Sperre einer drängenden Gedankenkette. „Sie suchen nach dem Sinn von allem?“ fragte Zangerl mit einem Erinnerungshauch von Gesangston in der Stimme.

„Ja . . . ja! Sie werden vergebens suchen!“ Er beugte sich über den Tisch, und jetzt schob sich ein wenig das Bild des Bierredners von damals vor. „Ich will Ihnen etwas sagen . . . Sie suchen den Sinn und nennen ihn Gott. Ich kann es Ihnen verraten: Gott ist fort!“

Und da ihn Matthias, ganz fassungslos ob dieser Übereinstimmung der Ergebnisse, anstarrte, bestätigte Zangerl: „Ja, Gott ist fort!“ Er ließ die linke Hand lose im Gelenk herabhängen und schlug mit der Rechten gegen den Handrücken. „Fort! Verstanden! Ausgerückt! Er hat die Welt einfach verlassen! Es ist ein Unsinn, wenn die Philosophen sagen, Gott sei in der Welt enthalten, dann wäre Gott nicht größer als die Welt, und das müssen wir doch glauben, wenn wir nicht Tag und Nacht heulen sollen wie die Schloßhunde.“

Matthias Supp regte sich: „Sie meinen, Gott könne die Welt verlassen?“

„Gewiß kann er das. Warum nicht? Er hat sich der Welt entrückt! Und ich will Ihnen auch sagen, warum! Weil die Welt morsch, verfault und verrottet ist und Gott sich nur in einer gesunden, kräftigen und kühnen Welt wohl fühlt. Sehen Sie sich unser Deutschland an! Wurmzernagt, geschminkt wie ein Ballettänzer, leisetreterisch, gewinnstüchtig — ist das eine Welt nach dem Herzen Gottes? Wir sind tüchtig in allen technischen Dingen, aber darüber ist uns diese alte Inbrunst verloren gegangen. Wir haben keinen Glauben mehr, was sich so nennt, ist ein Geschäft zwischen Gott und dem Pastor — einem Gott, wohlverstanden, der gar nicht vor-handen ist, so daß aller Vorteil beim Pastor bleibt. Sagen Sie einem aufgeklärten Menschen etwas von ethischen Forderungen, sprechen Sie in gewissen Kreisen das Wort Vaterland aus . . .“

„Ja, es ist wahr,“ sagte Supp, „Patriotismus gilt als die Tugend der Beschränkten, es ist alles Oberfläche und keine Tiefe. Einen Meter unter der Haut des heutigen Deutschlands stößt das Senkblei auf Grund. Aber was hat das mit Gott zu tun?“

„Weil Gott“, rief der philosophische Schuster, „weil Gott der Krieg ist, nicht der faule Friede dieser Zeit. Krieg ist großes Gefühl, Zusammen-fassung, Einigkeit, nicht Selbstsucht, Interessenjagd, Zersplitterung. Wir Deutschen sind zumal ein Volk von einzelnen, und je länger der Friede dauert, desto weiter fallen die einzelnen auseinander. Wissen Sie, was Christus gesagt hat: er sei gekommen, um den Krieg zu bringen, und er sei das Schwert. Das Schwert, nicht die Schreibmaschine oder das Telefon oder die Warmwasserleitung oder der Klubsessel. Das vergessen die Pastoren immer, wenn sie vom Segen des Friedens predigen. Wenn also Christus der Krieg ist, ist der Frieden der Antichrist. Der Antichrist kommt nicht erst am Ende der Tage, sondern er ist da, heute, in der Gegenwart. Wundern Sie sich noch, daß Sie in dieser Welt Ihren Gott nicht finden?“

Dieses Gespräch hinterließ Matthias Supp einen starken Klang im Ohr, es rüttelte ihn ein wenig auf, da er noch einen anderen Menschen wußte, der gleich ihm suchte und nicht fand. So groß war die Qual seiner Einsamkeit gewesen, daß schon dies allein, einen Genossen zu haben, ihn stärkte.

Als er in dieser Nacht nach Hause kam, fand er ein Schreiben auf dem Tisch. Er öffnete es unter einem Schauer von Angst. Es enthielt die Mitteilung, daß die Jury der Internationalen Kunstausstellung alle seine Bilder angenommen habe, und daß die Hängekommission bemüht sein werde, vor allem den „Amazonen am Strand“ einen besonders günstigen Platz unter den bedeutenderen Gemälden anzuweisen.

„Was will ein Bursch, der nicht tanzen kann, am Tanzboden? Wer sich nicht drehen kann und springen — warum bleibt der nicht zu Haus? Was humpelt das Einbein über die Straße, lehnt an der Türe und glotzt einem die gute Laune aus dem Leibe? Mit dem Armesündergesicht, mit den Hundeaugen, der Kerl, wie ein Vorwurf steht er da, daß man alle Freude verliert, daß einem zumute wird, als trage man eine Schuld. Bäh — schau du her! Ich schau nicht wieder! Glotz nur! Ja, ich tanz!“

Ich drehe mich! Und nun gerade! Kann ich es, oder kann ich es nicht? Und der lange Medefind, dem ich im Arme lieg', paßt der zu mir, oder paßt er nicht? Ich leg' mich ihm noch inniger in den Arm . . . so ganz hinein . . . Körper an Körper sind wir, heiß bedrängen sich unsere Glieder . . . wie ist das . . . leicht . . . ich mache die Augen zu, schau nur, du, wie ich meinen Kopf an die Schulter des Burschen lege. Schau nur . . . kann ich dafür, daß du nicht tanzen kannst . . .? Schau nur . . . du . . . du . . . schau weg, sag ich . . . deine Blicke dringen mir durch die Lider, sie kleben mir am ganzen Leib, ich tanze durch ein Netz deiner Blicke. Du sollst gehen, sag' ich, steh nicht dort an der Türe . . .“

Der Lehrer kommt die Treppen herauf, sieht den Burschen am Ein-gang zum Tanzsaal. „Na, Paul Kretzschel, wie geht's?“ Er klopft ihm wohlwollend auf die Schulter. „Immer dabei, wo's Musike gibt.“ Sein Mitleid sagt dem alten Herrn, man müsse so armen Teufeln gegenüber, wie Paul Kretzschel einer ist, tun, als merke man nicht, daß sie nicht mehr heil und ganz seien.

„Ach Gott, Herr Lehrer,“ sagt der Einbeinige, „sehen Sie doch nur, wie die Käthe Brömme tanzt, die tanzt mir die Seele aus dem Leib. So tanzt sie doch bloß, weil sie weiß, daß ich hier stehe.“

Der Lehrer schaut mit schiefem Kopf in den Tanzsaal, der wie eine staubige Landstraße qualmt, über die eben ein Auto gefahren ist. Man glaubt, die Ketten aus Papierblumen, die kreuz und quer durch den Saal gezogen sind, müßten von dem Staub, der sich in sie hineinsetzt, reißen, wie Telegraphendrähte im Winter, wenn es viel Schnee gibt. „Ja, Paul Kretzschel,“ sagt der Lehrer, „ja, ich merk's wohl. Das ist ein böses Ding, die Käthe Brömme. Sie täten gut, Sie nicht um sie zu kümmern. Die hat kein Herz. Zeigen Sie ihr, daß Sie nichts mehr von ihr wissen wollen.“

Das ist leicht geraten; wie sollte man das tun? Wohin sollte man gehen, wenn man weiß, hier im Wirtshaus, hinter den hellen Scheiben, tanzt die Käthe mit dem Medefind, von dem man erzählt, er habe noch jede drangekriegt?

Die Musik tut einen letzten Schnauer, die Klarinette pueikt noch ein wenig hinterdrein, wie ein sterbendes Schweinechen.

Dann kommt der Otto, Herrn Ziesches Ältester, der hat eine blaue Schürze umgebunden und hat einen großen, mit Wasser gefüllten Trichter, den er unten mit dem Zeigefinger zuhält. Nun läßt er los und regelt den Strahl wie ein Brandhauptmann, läßt ihn auf den Boden surren, kunstgerecht, in Achtern, in Schleifen, malt nasse Figuren in den Staub, die Tropfen rollen über die Bretter, kleine zitternde Klümpchen von Staub, viele hintereinander, wie Perlenketten.

Es wird leer im Saal, nur einige Paare wandern noch rundum, stellen sich Otto und seiner Trichterspritze in den Weg und springen kreisend beiseite, wenn er seinen Strahl nach ihnen schleudert. Andere sitzen in den Nebenzimmern, an langen Tischen, trinken Bier, das ist wie Nebel-bilder anzusehen, hinter einem Vorhang von Staub und Rauch. Jede Lampe hat einen weiten Hof, wie der Mond vor Regentagen. Es gibt aber auch schon Paare, die ziehen sich langsam ins Dunkel, in die winter-liche Nacht.

Käthe Brömme und der lange Medefind haben einen Platz, von dem aus sie sehen können, daß der Einbeinige noch immer an der Türe steht, der einzige Erwachsene unter einer Schar von neugierigen Kindern, die künftige Freuden in diesem Raume ahnen.

„Wie ein Wächter steht er da!“ sagt das Mädchen, und in ihrem hübschen, feinen Gesicht ist eine böse Kälte.

„Warte, ich will ihn schon wegstreuen!“ Der Medefind richtet sich auf und ragt mit dem Kopf bis in den Dunsthof der Lampe. Dann geht er quer durch den Saal, über all die Achter und Schleifen, die jetzt zu kleinen, weichgepolsterten Staubschlangen geworden sind.

Wie er vor Paul Kretzschel steht, reckt er sich und wird noch um einen Kopf größer. „Was machst du da? Warum stehst du?“

Neben ihm wächst auch Paul Kretzschel. Aber wenn ein Bein fehlt, so ist es schwer, über einen Longinus die Oberhand zu gewinnen. „Was ich da mach'? Ich steh so! Weil's mir paßt!“

„Da sucht' ich mer doch nen anderen Ort aus, als gerade eben nen Tanzsaal. Gib acht, daß sie dir dein anderes Bein nicht ooch abschieben. Was meinst du wohl, wie hübsch das is, wenn unter der Tür vom Tanz-saal gerade e Krippel steht?“

In Paul Kretzschel schießt's auf, Fäuste fahren geballt zur Höhe, ein Laut ist da, halb Schluchzen, halb Brüllen, ein Gurgeln wie sprudelndes Blut: „Du!“

Der Lange wird noch länger und tritt noch näher, sie stehen Brust an Brust. „Du!“ sagt er, verächtlich, von oben herab, „was denn: ‚du!' was denn: ‚du!'?“

Aber da bezwingt ihn etwas, nicht die Furcht vor Paul Kretzschel, etwas anderes, vielleicht etwas in seinen Augen, vielleicht auch der Schein der vielen neugierigen Kindergesichter, die er setzt emporstarren, oder aber der Lehrer, der etwas gemerkt haben mag und durch den Saal herüber-kommt.

Er wendet sich mit einem Brummen und kehrt auf seinen Platz neben Käthe zurück.

Paul Kretzschel aber humpelt in die Winternacht hinaus. Die Felder sind schwarz und weiß gefleckt, die Wege holprig, zerfahrene Geleise er-starren im Frost, der Fußstumpf schmerzt beim Stolpern. Recht hat er, der Medefind, man stellt sich nicht unter die Türe des Tanzsaales, wenn man bloß ein Bein hat.

Draußen, vor dem rotgrauen Himmelsvorhang über der Stadt, bäumt sich die Finsternis in einem schwarzen Klotz empor, einem Block von

Schwärze, der alle über den Feldern verstreute Dunkelheit zu einem Riff gesammelt zu haben scheint.

Das Denkmal der Völkerschlacht wacht einsam über schlafendem Land, über verschneiten Feldern und schüchtern grünender Wintersaat.

Der Oberleutnant Mittentzwey hatte sich an seinem Freund Matthias Supp ein Beispiel genommen und gleich ihm ein Los um zehn Mark erworben.

Es war das erste Los, das er jemals in seinen Besitz brachte, und da es ihm gegeben war, an die unbedeutendsten Vorgänge die ausschweifendsten Hoffnungen zu knüpfen, so schien ihm schon der bloße Besitz genügend Pfand für den Gewinn. Man biete dem Glücke die Hand, sang es in ihm wie Orgelton und Glockenklang. Und da er zudem kleinen Vorzeichen zu glauben geneigt war, aus zufälligem Zusammentreffen freundlicher Um-stände auf den günstigen Ausgang seiner Pläne schloß, dauerte es gar nicht lange bis zu seiner vollen Überzeugung, daß ihm der Gewinn nicht entgehen könnte.

Nun nistete sich ein behagliches und geheimnisvolles Schmunzeln auf seinem Gesicht ein.

Jetzt konnte er bei Valeska mit allerlei versteckten Anspielungen darauf hinzielen, daß Geduld Rosen bringe, daß Ausharren gekrönt werde, und daß alles gut sei, wenn das Ende gut sei.

Valeska hörte ihn ziemlich gelangweilt an. Sie meinte, er hätte wieder irgendeine Heiratskandidatin am Bande. Nach dem „Feuerzauber“ hatte sie noch eine „Rose von Schottland“, ein „Häusliches Glück“, eine „Goldelse“, ein „Vergißmännicht“ und ein „Heimchen am Herd“ in den Tiefen seiner Taschen entdeckt, von den unzähligen anderen jungen Damen zu schweigen, die darin sich bloß mit nüchternen Buchstaben und Zahlen in den Spalten der Zeitungen angeboten hatten.

Und als Mittentzwey nicht aufhörte, selig glänzenden Augesichts die künftige Villa am Rosental auszumalen und von seiner Hausfrau zu sprechen, die von seinen Kameraden bewundert werden würde, fragte sie eines Abends, wie denn die gerade gegenwärtig in dieser Traumvilla wandelnde Hausfrau beschaffen wäre. Groß oder klein, dick oder mager, Jüdin oder Christin, gebildet oder strohdumm, ästhetisch oder praktisch, eines Kommer-zienrats oder eines Schlächtermeisters Tochter?

Da nahm sie der Oberleutnant an der Hand, führte sie im Quadrillschritt vor den Spiegel und sagte mit seinem lieben, unwiderstehlichen Jungen-lächeln: „So sieht sie aus!“

„Ach du . . . geh,“ lachte Valeska, „ich? Was willst du mit mir? Hab' ich Geld? Ich hab' meine Musik und sonst nichts!“

Mittentzwey aber lächelte aus seinem Geheimnis heraus mit einer so zuversichtlichen Miene, daß Valeska sehr erstaunte.

„Übrigens,“ sagte sie, um hinter seine Deckung zu kommen, „wenn du mich willst — einfaches Mittel . . . nimmst deinen Abschied.“ Sie legte ihm die Arme auf die Schulter und brannte ihm ihre Blicke aus sengender Nähe in die Augen. „Bin ich dir wert, daß du Abschied nimmst?“

Mittentzwey machte sich los: „Nein,“ sagte er ernsthaft und ganz aufgeregt, „das darfst du nicht von mir verlangen! Das nicht. Dieser Rock da . . . den zieh ich nicht aus. Kann sich ein Mensch selbst die Haut vom Leib ziehen? Dieser Rock ist meine Haut, wenn ich ihn abziehe, so liege ich blutend und in Schmerzen, wund, mit entblößten Muskeln, geschunden. Das kann ich nicht. Das Vaterland braucht jeden von uns, keiner darf abfallen. Feinde ringsum — das ist ein Drohen und Tuscheln und Ränkespinnen im Osten und Westen! Sie möchten uns am liebsten vernichten. Wenn es morgen Krieg gibt, so sind alle früheren Kriege Kinderspiele gewesen. Es geht um Tod und Leben. Den Rock behalt' ich.“

„Aber, Liebling,“ sie stemmte die Hände in die Hüften und drehte sich vor dem Spiegel, „was du immer gleich redest . . . ich mach' doch nur Spaß, das weißt doch.“

Wenn dann Meta Lind kam, mit ihrem harten Gang und dem Mangel an Musik in ihren Bewegungen, dann ging durch die schönen und innigen Stunden ein jäher Sprung. Alles war verdrießlich und gewöhnlich, Mittentzwey nahm seine Mütze und säbelrasselte die Treppe hinab.

Übrigens zeigte Valeska in der letzten Zeit immer mehr Anteil am Militär. Sie erkundigte sich nach seinen Kameraden und seinen Vorgesetzten, nach seinem Dienst und den Aufgaben, die dem Offizier gestellt würden. Sie fragte nach den kleinsten Dingen der Ausrüstung und nach den größten, nach Luftschiffhallen und Geschützen. Sie wollte genau wissen, welchen Kriegsplan der Generalstab habe, wenn es einmal Ernst werden sollte mit Franzosen und Russen, und wie eine Mobilmachung vor sich gehe.

Mittentzwey nahm diese Wißbegierde als ein gutes Zeichen. Er sah daraus, daß Valeska sich damit zu beschäftigen begann, einmal als Gattin eines Offiziers über alles Berufliche guten Bescheid zu wissen, und nahm kleine, köstliche, von Strafküssen unterbrochene Instruktionsstunden mit ihr vor.

Gegen Weihnachten gab Valeska ihr erstes öffentliches Klavierkonzert. Es waren etwa dreißig Personen da. Außer einem halben Dutzend Kritikern, ein paar löwenmähnigen Kollegen Valeskas und Meta Lind bestand die Hörerschaft in Regimentskameraden Mittentzweys, die dieser mit Karten ausgestattet hatte und herauführte.

Valeska verbeugte sich, mit einem großen Blumenstrauß in jeder Hand. Der eine stammte von Mittentzwey, der andere von Meta Lind.

Nach dem Konzert sagte der kleine Leutnant von Middelhoff: „Scharmant . . . ein Rasseweib. Ich muß Mittentzwey beglückwünschen.“

Aber die anderen bedeuteten dem vorlauten Jüngling, der erst vor kurzer Zeit zum Regiment gekommen war, er möchte sich hüten, frivol zu sein, denn Mittentzwey sei es heiliger Ernst.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Pontonbrücke zur Großen Zigeunerinsel bei Belgrad. (Phot. Max Rafoncz.)

Das moderne Griechenland.

Von einer hervorragenden griechischen Persönlichkeit. Die letzten geschichtlichen Ereignisse haben das Land in den Mittelpunkt der großen Politik gerückt. Die Augen der ganzen Welt waren und sind noch heute voll Spannung nach dem Südpol des Balkans gerichtet, weil die Entscheidung, die in Griechenland fiel, den Gang des Krieges bedeutend beeinflussen mußte. Es ist klar, daß in einem Augenblick, in dem um das späte Schicksal von Weltmächten gerungen wird, eine kleine Macht, die dem Wirbel des Krieges nahekommt, auch im Innern die stärksten Erschütterungen erleiden muß. So stürzte nach heftigem parlamentarischen Kampf das Kabinett Venizelos, das zum Kriege gegen Bulgarien an der Seite der Entente entschlossen war, so war Griechenland veranlaßt zu mobilisieren; so muß es gegen seinen Willen, vor der brutalen Gewalt Englands und Frankreichs sich beugend, diese beiden Mächte auf seinem Gebiete dulden. Mit starkem Vertrauen aber blüht das ganze Volk und besonders die Armee, die in dem König Konstantin den siegreichen Führer verehrt, auf den Herrscher. Seine Klugheit und Energie haben dem Lande bis heute den Frieden gerettet, um das in blutigen Feldzügen Erstarrte durch eifrige Arbeit auch innerlich zu seinem Besten zu machen.

Diese Kulturaufgabe des modernen Griechenlands ist nicht gering. Sie erfordert eine vorzügliche, stetige Politik nach außen und im Innern die stoffe Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und geistigen Kräfte der Nation. Denn das Staatsgebiet ist durch die Erwerbung von Kreta, Epirus, Südalbanien, des griechischen Mazedonien und einiger Inseln im Ägäischen Meere ungefähr auf das Doppelte seines früheren Umfanges und seiner früheren Bewohnerzahl angewachsen. Sein Flächeninhalt beträgt heute rund 120.000 qkm, die von etwa 5 Mill. Einwohnern bevölkert werden. Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt demnach 40 Personen auf das Quadratkilometer, ein Verhältnis, das nicht ungünstig ist und sich bei der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung des Landes weiter bessern wird.

Die Voraussetzungen für die Steigerung des wirtschaftlichen Ertrages des Landes sind zweifellos

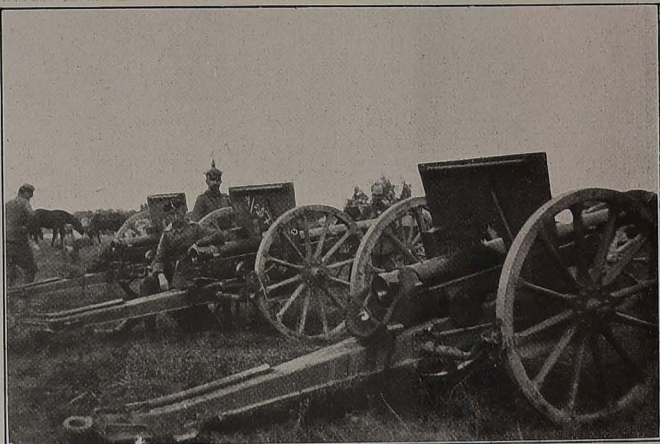
vorhanden. Denn die Landwirtschaft, die zur Zeit noch immer den wichtigsten Produktionszweig Griechenlands bildet, nutzt von der gesamten Bodenschicht heute nur etwa 20 Proz., nämlich 15 Proz. für Acker- und Gartenwirtschaft und etwa 5 Proz. für die Nebenkultur, während etwa 45 Proz. des Bodens nur als Wiesen und Weiden dienen. Ein Drittel des Landes ist Steinboden, der für die Landwirtschaft überhaupt nicht in Betracht kommt. Wenn nicht nur das jetzt noch unausgenützte Land zur landwirtschaftlichen Produktion ausgiebig herangezogen wird, sondern auch durch die Pflege der in

den vergangenen Jahrzehnten arg vernachlässigten und rücksichtslos ausgebeuteten Wälder die klimatischen Verhältnisse weiter Landesteile verbessert werden, so ist das Land sicher imstande, seine Bevölkerung selbst zu ernähren,

während es jetzt nahezu völlig auf die Einfuhr von Weizen und Mehl aus Amerika und aus Rußland angewiesen ist. Griechenlands Boden bringt zur Zeit an Körnerfrüchten besonders Weizen (400.000 ha) und Mais (120.000 ha) hervor. Man kann es daher wohl begreifen, daß jede griechische Regierung Bedenken trägt, offen mit England zu brechen, das Griechenlands ungezügelter Rüste blockiert und die Bevölkerung buchstäblich in kürzester Zeit dem Hungertode preisgeben kann.

Außer Körnerfrüchten trägt der Boden Tabak, Zuckerrüben, Kartoffeln und geringe Baumwollarten. In Thessalien wird auch die Seidenzucht betrieben. Vor allem aber werden Öl, Wein und Seidenfrüchte gepflanzt, und sie bilden auch den Hauptbestandteil der Ausfuhr an landwirtschaftlichen Gütern. Getrocknete Weinbeeren (Korinthen) wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in solchen Massen produziert und verkauft, daß es zu schweren wirtschaftlichen und innerpolitischen Krisen kam. Die Korinthenproduktion ist nun gänzlich geregelt. So wenig das Land heute seinen Bedarf an Getreide decken kann, so wenig kann es auch den notwendigen Viehbestand hervorbringen. Man schätzt die Zahl der Pferde auf 100.000, der Rinder auf 300.000 und der Schafe auf 3 Millionen. Die Kühen- und Ziegenzucht ist natürlich sehr wesentlich vom Ferkelgang.

Für das Aufblühen einer kräftigen Industrie sind ebenfalls wertvolle Vorbedingungen gegeben. Griechenlands Berge enthalten in ihrem Schoße reiche Schätze, die erst zu einem verschwindend geringen Teile festgestellt, geschweige denn ausgebeutet sind. Der Boden liefert Schwefel, Kies, Magnesit, Kupfer- und Eisenerze, Bleisilber (besonders bei Laurion in der Nähe von Athen), Braunkohlen auf Euböa, Marmor (besonders auf der Insel Paros), Schmirgel (auf Naxos), Meerschäum (bei Thessalon) und vieles andere. Die im Lande schon vorhandene Industrie erstreckt sich namentlich auf Schiffbau, Mäulerei, Fabrikation von Textilwaren, Seife, Pulver und einige andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Die weitaus größte Menge aller Waren muß aber eingeführt werden. Denn dem Lande mangelt es an Kapital. Der Gang des Krieges läßt erhoffen, daß nach dem Friedensschlusse deutsches Geld mehr als bisher und mit besten Aussichten auf Erfolg sich in Griechenland wird betätigen können.



Die ersten erbeuteten serbischen Geschütze. (Phot. Max Rafoncz.)



Der Konak, das serbische Königschloß, in Belgrad. (Phot. Max Rafoncz.)



Der durch den Einschlag einer Granate zerstörte Thronsaal des Konaks in Belgrad. (Welt-Press-Photo.)

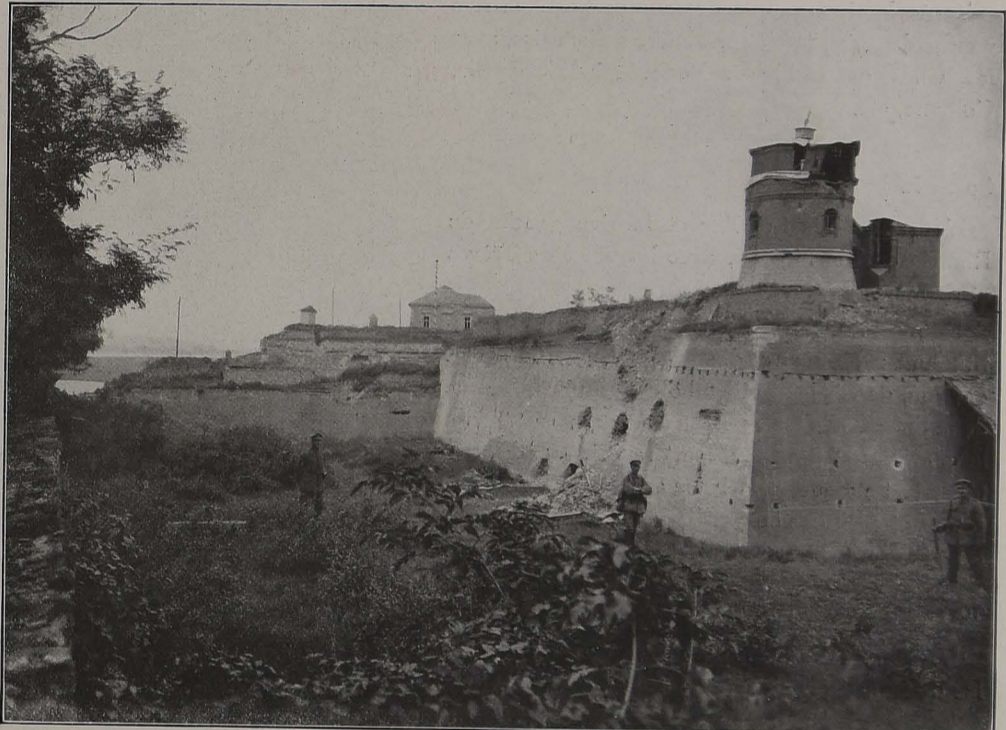
Vom Balkankriegschauplatz.



Die ersten serbischen Gefangenen vor Belgrad. (Phot. Max Rafoncz.)

Zur Entwicklung der Industrie, aber auch zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion gehört der Ausbau des Verkehrsnetzes. Die griechische Schifffahrt befindet sich dank der ausgezeichneten Küstenverbindung und der geographischen Lage des Landes auf bedeutender Höhe. Die Handelsmarine zählt 300 Dampfer und 800 Segelschiffe mit insgesamt 350.000 Registertonnen. 13.000 Schiffe mit 10 Mill. t Rauminhalt laufen in griechischen Häfen jährlich ein und aus, der griechischen Handelsflagge begegnet man in allen Meeren.

Mehr als bisher lenken nun die griechischen Kabinette ihre Aufmerksamkeit der Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes zu, das gegenwärtig eine Länge von mehr als 2000 km aufweist. Für die Eisenbahnpolitik sind sowohl Rücksichten auf Handel und Verkehr, wie auch sehr wesentlich strategische Rücksichten maßgebend. Daher hat die griechische Regierung nach der Erwerbung Mazedoniens sofort den Anschluß des griechischen Eisenbahnnetzes an die europäischen Bahnen unternommen. Am Januar 1914 wurde mit der Pariser Eisenbahngesellschaft Societe de Construction de Batignolles ein Vertrag geschlossen, nach dem sich diese Gesellschaft verpflichtet, zwischen der Eisenbahnlinie Piräus-Athen-Varissa und den Orientbahnlinien eine Verbindungsbahn herzustellen. Die Linie sollte 95 km lang und normalspurig sein und im Sommer 1915 bereits dem Verkehr übergeben werden. Dieses kleine Stahlband muß für Griechenland, aber auch für Europa von der größten Bedeutung sein. Der Weltverkehr aus West- und Mitteleuropa nach Ägypten und Westasien benutzte bisher als Sprungbrett vom Lande besonders Brindisi und Neapel und in zweiter Linie Genua und Triest. Während die Fahrt von Berlin nach Athen auf dem schnellsten Wege über Brindisi (in Friedenszeiten) etwa 90 Stunden erfordert, wird man künftig dieselbe Reise in 45 Stunden, also in der Hälfte der früheren Zeit, zurücklegen. Die schnellsten Schiffe brauchen für die Fahrt Brindisi-Alexandrien etwa 50 Stunden, für Neapel-Alexandrien etwa 60 Stunden. Vom Piräus gelangt man aber mit denselben Schiffen in etwa 16 Stunden nach Alexandrien. Daraus erhellt, welche Bedeutung das neue Bahnstück für die Beschleunigung des gesamten Verkehrs aus Westeuropa



Die Zitadelle von Belgrad nach der Ertümmung. Im Hintergrunde links die Stadt Semlin mit Donau und Save. (Phot. Max Rafoncz.)



Österreichisch-ungarische Maultierkolonne auf einer serbischen Dorfstraße, bereit zum Abmarsch.

Vom Balkankriegschauplatz.

nach dem Orient erlangen wird, welchen Nutzen Griechenland selbst aus dieser Verbindung ziehen wird. Der Weltkrieg hat freilich die Reisezeit für alle Träume einer weit ausgreifenden und schnellen Entwicklung dieser Verkehrsverhältnisse hinausgeschoben, weil der Bau selbst durch die Verzögerung der Materialzufuhr ins Stocken geriet. Doch ist anzunehmen, daß im nächsten Jahre die Linie dem Verkehr übergeben werden können.

Im Zusammenhange mit den Schiffs- und Eisenbahnprojekten stehen die Pläne zum Ausbau der wichtigsten Häfen, besonders vom Piräus und von Saloniki. Hervorragende deutsche Frachtleute, die Professoren Kummer und Cauer, haben für diesen Zweck großzügige Pläne ausgearbeitet, deren Durchführung eine große wirtschaftliche Tat bedeuten wird.

Kann Griechenland dies alles leisten? Einige Zahlen aus dem Wirtschaftsleben haben wir bereits angeführt. Die nachfolgenden Daten des griechischen Außenhandels für die Zeit von 1908 bis 1913 werden noch weiter verdeutlichen, daß das Land Bürgschaften für eine steigende Entwicklung bietet.

(in 1000 Drachmen)	1908	1909	1910	1911
Einfuhr	152 635	137 549	160 536	172 202
Ausfuhr	109 244	101 687	144 571	140 903
Einfuhrüberschuß	43 391	35 862	15 965	31 299
	1912	1913		
(in 1000 Drachmen)				
Einfuhr	154 067	178 657		
Ausfuhr	145 022	118 921		
Einfuhrüberschuß	9 045	59 736		

An der Einfuhr ist Deutschland nach der Statistik von 1912 mit 13.816.000, an der Ausfuhr mit 14.923.000 beteiligt.

Die Entwicklung des Handels ist, wie diese Ziffern zeigen, in den Friedensjahren stetig vorangegangen. Die Balkankriege haben sie wieder gehemmt, aber die Erwartung ist gerechtfertigt, daß sie nach dem Weltkriege mit neuer Kraft emporsteigen wird.

Der anhaltende Fortschritt des Wirtschaftslebens drückt sich auch in der Einnahme der Internationalen Finanzkommission aus, die zum Schutze der griechischen Staatsgäubiger im Jahre 1897 geschaffen wurde. Die Erträge dieser für den Zinsendienst verpfändeten Garantien übersteigt das Erfordernis

ganz bedeutend. Es soll nicht verkannt werden, daß die beiden Balkankriege die Schuldenlast beinahe zweifach erhöht haben, und daß auch die jetzt durchgeführte Mobilisierung dem Lande schwere Verpflichtungen auferlegt. Indessen beweist z. B. die Zunahme des Goldbestandes in der griechischen Nationalbank von 121 Mill. Drachmen am 30. Dezember 1912 auf 254 Mill. Drachmen am 30. Dezember 1913, das Anwachsen der Sparkassengelder von 446 Mill. Drachmen Ende August 1912 auf 478 Mill. Ende Oktober 1913, daß bedeutende wirtschaftliche Kräfte vorhanden sind, die nur Ruhe und Frieden brauchen, um sich betätigen und entwickeln zu können. An Unternehmungslust fehlt es ja, wie bekannt, dem Griechen nicht, der der geborene Seefahrer ist und im ganzen Orienthandel schon heute eine beherrschende Stellung innehat. Die verschiedenen Teile des Landes stehen auch auf verschiedenen Kulturstufen, und die Regierung hat es nicht leicht, die oft einander geradezu entgegengesetzten wirtschaftlichen Interessen zu berücksichtigen und zu befriedigen. Das gilt besonders für Neugriechenland und hier wiederum besonders für den Handel Salonikis. Indessen hat z. B. Saloniki gerade als griechischer Hafen, als neutraler Durchgangsort für Rußland, Rumänien, Serbien, Bulgarien und sogar für die Türkei während des Weltkrieges bedeutende Vorteile gehabt. Dennoch werden finanzielle Reformen notwendig sein, um Krisen zu verhindern. Der günstige Stand des Wechselkurses wird der Regierung bei diesen Bemühungen zugute kommen. Die griechische Drachme steht noch immer hoch im Kurse, da der griechische Seehandel wegen der hohen Frachtsätze in der ganzen Welt bedeutende Summen verdient. Je dringender die wirtschaftlichen Probleme an jedes griechische Kabinett heranreten, um so heftiger wirkt dieser Zwang, sie zu lösen, für die Eindämmung des früher so üppig wuchernden Parteiensystems. Man darf freilich nicht vergessen, daß Griechenland bis zu den Balkankriegen als Nationalstaat noch nicht konsolidiert war, und daß sich auch heute die nationalen Wünsche des Griechenvolkes auf Gebiete richten, die noch in fremder Hand sind. Indessen ist der nationale Eifer doch wesentlich beruhigter und bereits mehr auf die Erhaltung des erworbenen Besitztums gerichtet. Das langsame Schwinden des Einflusses blinder Chauvinisten, ja sogar des lange als Geros gefeierten

L'EUROPE FUTURE DE DEMAIN

DÉMEMBREMENT DES EMPIRES ALLEMAND & AUSTRO-HONGROIS — DÉCHÉANCE DU ROYAUME DE PRUSSE

Les nouvelles frontières de l'Europe seront tracées selon les aspirations des peuples; le principe des nationalités sera reconnu.

Les Alliés, dont le but actuel est l'écrasement du militarisme prussien, démantèleront l'Allemagne et l'Autriche.

ON DONNERA:

1o A l'Angleterre:

Les Iles Britanniques conserveront de plein droit le gouvernement de l'Egypte acquis sur la Turquie. L'Ile d'Heligoland qu'elle avait vendue à l'Allemagne.

2o A la Belgique:

Toute la rive gauche de la Moselle et la rive gauche du Rhin jusqu'à la frontière hollandaise, avec les villes de Coblenz, Bonn, Aix-la-Chapelle, Cologne, etc.

3o A la France:

L'Alsace et la Lorraine et la rive gauche du Rhin jusqu'à la Moselle, avec les villes de Trèves et de Mayence.

De plus, sur la rive droite du Rhin, il sera constitué une zone neutre, d'une largeur de 100 kilom. environ, depuis la frontière hollandaise jusqu'à celle de la Suisse. Ce terrain neutre sera administré sous le contrôle du gouvernement français afin de protéger la Belgique et la France contre un nouveau retour offensif des hordes barbares.

4o A la Suisse:

Le Tyrol Autrichien. La ville d'Innsbruck et le lac de Constance en entier.

5o A l'Italie:

Le Trentin et l'Istrie, avec les villes de Trente, Trieste et Fiume et une partie des Iles Illyriennes.

6o Au Monténégro:

L'Herzégovine, Scutari et une partie de l'Albanie.

7o A la Grèce:

Le restant de l'Albanie.

8o A la Serbie:

La rive droite du Danube, jusqu'à la Drave rive droite, la province de Slavonie, la Bosnie, la Dalmatie, une partie des Iles Illyriennes et une portion de l'Albanie.



Carte dressée par M^{lle} MAGDA, Professeur aux Ecoles de la Ville de Paris,

Editeur: F. PIGEON, Libraire, 57, rue Richelieu, Paris. — Propriété exclusive

Wie man sich in Frankreich die Verteilung Europas nach dem Weltkriege denkt: Eine französische Kriegsziel-Karte.

Die Phantasie der uns feindlichen Völker, zumal der romanischen, hat sich seit Kriegsbeginn andauernd mit der Neuverteilung Europas beschäftigt — natürlich immer in der Annahme, daß die Zentralmächte hoffnungslos am Boden liegen würden. Die obige Karte ist im Sommer 1915 in Paris herausgekommen, zu einer Zeit also, wo den Franzosen der Appetit eigentlich schon hätte vergangen sein können. Wir Deutschen haben, im Vollgefühl unserer Siege und unserer sicheren Stellungen in Feindesland, die höchst unbedachten Weltverteilungspläne der Gegner meist humoristisch genommen. Dazu läßt ja auch die Karte in erster Linie ein. Wie naiv mutet uns die Teilung des Deutschen Reichs in sechs selbständige Staaten mit der so veralteten Spekulation auf den deutschen Partikularismus an! Wie „niedlich“ sieht das kleine Preußen aus! Auch der plumpe Versuch, die Neutralen durch Versprechen von Gebietsvergrößerungen zu gewinnen, wie die Schweiz, oder durch Gebietswegnahme zu bestrafen, wie die Niederlande, stimmt uns heiter. Einige Punkte kann man jedoch ernster behandeln. So fällt auf, daß Polen zwar unnützlich vergrößert ist — aber bei Rußland verbleibt. Überhaupt wird das Prinzip, daß die „unterdrückten Völker“ selbständig gemacht werden sollen, nur bei den Feinden durchgeführt, nicht bei den Verbündeten. Ferner werden ohne jede Rücksicht auf die Nationalität der Bewohner große Stile rein deutschen Gebietes an Frankreich, Belgien und Rußland, wird Tirol an die Schweiz abgegeben, ohne daß dafür irgendwelche anderen Gründe angeführt werden könnten als die Absicht, die Gegner durch Verkleinerung ihres Gebiets zu schwächen. Ebenso hat der Plan, die innere Gestaltung des Deutschen Reichs gewalttätig bestimmen zu wollen, auch eine ernsthafte Seite. Wir wollen die Frage, ob und wie die Zentralmächte ihre Siege in ähnlicher Weise ausnützen könnten, nicht näher erörtern. Jedenfalls haben Leute, die solche Karten wie die obige herausgeben oder solchen Phantasien zustimmen, jeden Anspruch darauf verworfen als Beschützer des Selbstbestimmungsrechtes der Völker aufspielen zu dürfen.



Von unserem Vornach in Bulgarien: Schwere Transport auf einer von den Russen bei ihrem Rückzug teilweise zerstörten Straße. Auf Grund photographischer Aufnahmen für die Zeitschrift „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Niebing.

Venzelos, der sich unbestreitbar große Verdienste um sein Land erworben hat, beweist klar, daß ein gesunder konservativer Sinn sich allmählich durchsetzt, daß Griechenland vorläufig national gefügigt ist und den Wunsch hat, sein gegenwärtiges Heim auszugestalten.

Die innerpolitischen Ereignisse der letzten Zeit liegen daher streng logisch in der Richtung der notwendigen Entwicklung. Venzelos, der immer nur neues Gebiet erwerben will, das schon erworbene festzuhalten halbzeitig stehen läßt und vernachlässigt und es daher großen Gefahren aussetzt, verliert immer mehr Anhänger. Auf der anderen Seite gewinnen die Vertreter ruhigen Fortschritts im Innern, einer vorsichtigen, den wohl-erkannten Interessen Griechenlands angemessenen auswärtigen Politik von Tag zu Tag mehr Einfluß. Mit Recht führen gegenwärtig die Zaimis, Gumaris, Theotokis die Regierung. Es ist kein Zufall, daß die griechische Politik sich der mehr konservativ gerichteten Politik der Mittelmächte nähert, die „jedem das Seine“ lassen, aber auch das Ererbte und Erworbene bis zum letzten Mann energisch verteidigen. Und es ist wiederum kein Zufall, daß diejenigen griechischen Minister, die das Interesse ihres Landes richtig erkennen, an deutschem Geist, an deutscher Wissenschaft sich gebildet haben. Zaimis und Gumaris haben in Deutschland studiert, besitzen den Dokortitel deutscher Universitäten, und auch Theotokis kennt und schätzt deutsche Art als wertvoll zur inneren Festigung eines nationalen Gemeinwesens.

Griechenland ist diesen Männern viel Dank schuldig, die in so bewegter und schwerer Zeit ohne Rücksicht auf die eigene Person sich ihm zur Verfügung stellen. Ohne Rücksicht auf die eigene Person! Denn es bedeutet einen außergewöhnlichen Akt von Selbstzucht, staatsmännischer Klugheit und Patriotismus, wenn ein Gumaris, der glänzendste Redner der Kammer, vielbeschäftigter Anwalt und ehemaliger Ministerpräsident, ein Theotokis, der Sproß eines der vornehmsten, in der Geschichte Griechenlands seit je berühmten Geschlechter, ehemaliger Ministerpräsident, als simple Minister in ein Kabinett eintreten und sogar unpolitische Ressorts übernehmen, nur von dem



Freiherr v. Wangenheim,

der um die freundschaftliche Ausgestaltung der deutsch-türkischen Beziehungen hochverdiente deutsche Botschafter in Konstantinopel, † am 25. Oktober. (phot. Richard Guldsmann.)

Empfinden. So besitzt die Dynastie einen reichen Fond von Treue und Verehrung beim ganzen griechischen Volke, der mit Sicherheit erwarten läßt, daß das Land, der Führung seines Königs willig folgend, mit Ehren aus der Wirren des Weltkrieges hervorgehen und seine Schätze und Kräfte zur Blüte bringen wird.

Kriegschronik.

17. November. (Fortsetzung.)

Beiderseits der Bahn Belgrad-Palanka wurden der Petrovgrad und der beherrschende Avala-Berg sowie der Vt. Kamen und die Höhen südlich von Ripotel (an der Donau) genommen; das Höhenland südlich von Belgrad ist damit in unserer Hand. Die Armee des Generals v. Gallwitz warf den Feind von der Rodnabje hinter die Ralsa (südwestlich Semendria) und von den Höhen bei Sapint und Matzi.

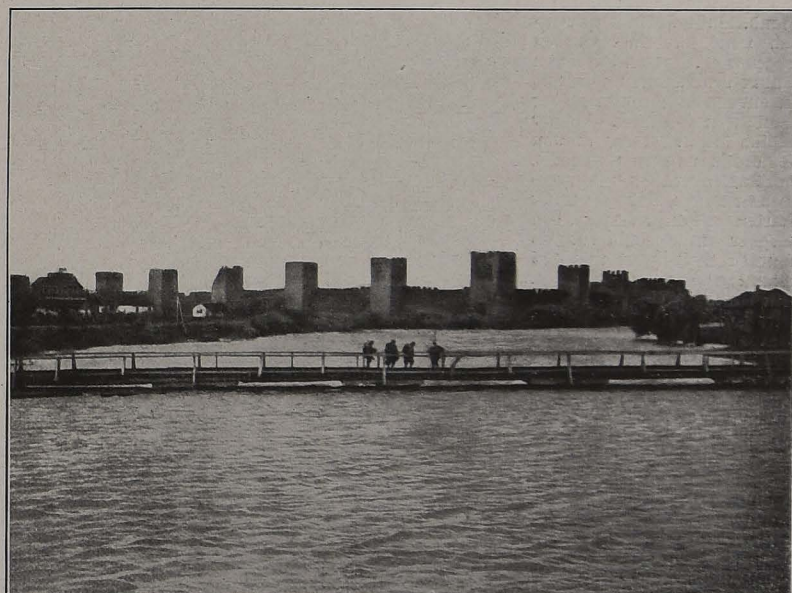
Die Armee des bulgarischen Generals Bojadjeff erzwang sich den Übergang über den unteren Timof und stürmte den 1198 m hohen Glogovica-Berg (östlich Knjazewatz), wobei 8 Geschütze erbeutet und 200 Gefangene gemacht wurden. Auch in Richtung Bitot drangen bulgarische Truppen weiter vor.

Die Heeresgruppe Macdensen erbeutete bisher 68 serbische Geschütze.

Belgische Erwartungen unsere Feinde im Westen auf ihre letzten Unternehmungen gesetzt und welche Kräfte sie dafür aufgewendet hatten, ergibt sich aus folgendem von General Joffre unterzeichneten Befehl, der am 12. Oktober bei einem gefallenen französischen Stabschef gefunden wurde: „Gr. G. Du. der Osmannen. Geheim! Befehl für die nördliche und mittlere Heeresgruppe: Allen Regimentern ist vor dem Angriff die ungeheure Kraft des Stoßes, den die französischen und englischen Armeen führen werden, etwa in folgender Weise darzumachen: Für die Operationen sind bestimmt: 35 Divisionen unter General de Castelnau, 18 Divisionen unter General Foch, 13 englische Divisionen und 15 Kavallerie-Divisionen (darunter 5 englische). Außerdem stehen zum



Straßenbild aus der am 11. Oktober 1915 von den deutschen Truppen eroberten serbischen Stadt und Feste Semendria, die durch die Belagerung stark gelitten hat.



Blick auf die serbische Feste Semendria. Im Vordergrund die von unseren Pionieren geschlagene Brücke über die Jelava.

hohen Beweggrund geleitet, dem König und dem Lande zu dienen. Nun, sie alle, Regierung und Volk, scharen sich um König Konstantin, der sich von Tag zu Tag mehr als Staatsmann großen Zuschnittes erweist, nachdem er bereits den Lorbeer des kriegreichen Feldherrn um sein Schwert gewunden hat. Der König ist vor allem Soldat. Er hat seine Armee in wenigen Jahren auf eine Stufe hoher Tüchtigkeit gehoben. Er ist preussischer Feldmarschall und trägt den Marschallstab mit Recht, aber auch mit Stolz. Der König, betanntlich Kaiser Wilhelms Schwager, nähert sich seinem ganzen Wesen nach, durch seine Energie, seine Entschlußfähigkeit, sein zähes Festhalten an dem einmal für richtig erkannten Wege, deutsch-preussischer Art. Sicherlich kann an diesem Charakter der griechische Staat völlig von allen üblen Fehlern seiner Vergangenheit genesen. Das Volk empfindet das mit seinem natürlichen Gefühl und bringt dem König Vertrauen und Liebe im höchsten Maße entgegen. Die Teilnahme bei der jetzt glücklich überstandenen Krankheit des Königs war allgemein und äußerte sich oft rührend. Königin Sophie unterstützt und fördert ihren Gemahl in der Ausübung seiner Herrscherpflichten mit feinstem weiblichen



Truppentransport auf einer Donaufähre von Revedara nach Semendria. Vom Balkankriegsschauplatz.

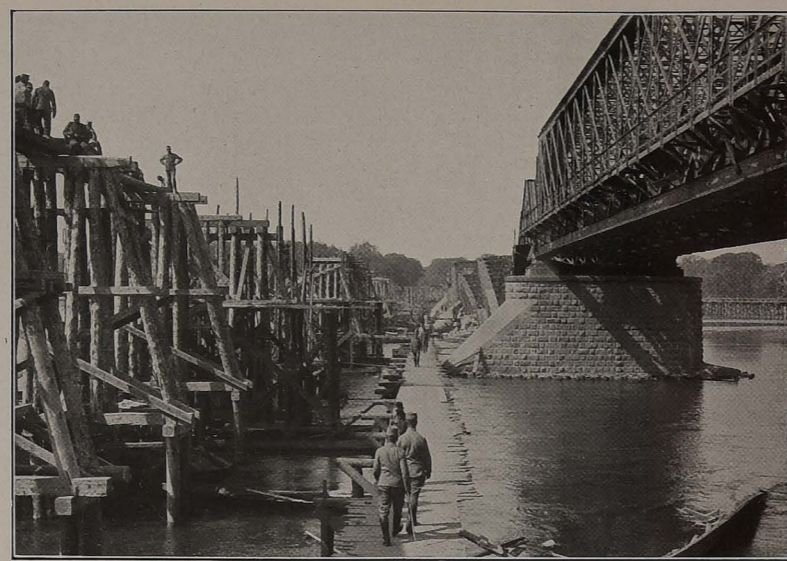
Eingreifen bereit: 12 Infanterie-Divisionen und die belgische Armee. Drei Viertel der französischen Streitkräfte nehmen somit an der allgemeinen Schlacht teil. Sie werden unterstützt durch 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze, deren Munitionsausrüstung bei weitem jene von Beginn des Krieges übersteigt. Alle Vorbedingungen für den sicheren Erfolg sind gegeben, vor allem, wenn man sich erinnert, daß bei unserem letzten Angriff in Gegend Vras nur 15 Divisionen und 300 schwere Geschütze beteiligt waren.“

18. Oktober 1915.

Das in die feindliche Stellung weit vordringende Wert nordöstlich Vermelles wurde von den Engländern wiederholt mit starken Kräften angegriffen. Alle Angriffe schlugen unter sehr schweren Verlusten für den Gegner fehl. Das Wert blieb fest in unserer Hand. Angriffsversuche der Franzosen bei Zabure wurden durch Feuer niedergebhalten. Ein neuer feindlicher Vorstoß zur Wiederveroberung der verlorenen Stellung südlich von Reimren blieb erfolglos, kostete den Franzosen aber neben starken künftigen Verlusten 3 Offiziere, 17 Unteroffiziere und 73 Jäger an Gefangenen. Am Schräkmännle konnte der Feind im Angriff



Holzflößen zum Bau einer neuen Eisenbahnbrücke durch unsere Eisenbahner auf dem Njemen bei Grodno. (phot. E. Benninghoven.)



Bau einer neuen Brücke in Warschau neben der von den Russen zerstörten Weichselbrücke.

trotz Einlasses einer erheblichen Menge von Munition keinen Fußbreit Boden wieder gewonnen.

Deutsche Fliegergeschwader griffen gestern die Festung Belfort an, vertrieben die feindlichen Flieger und belegten die Festung mit 80 Bomben, wodurch Brände hervorgerufen wurden.

Der Angriff südlich von Riga machte gute Fortschritte. 2 Offiziere, 280 Mann blieben als Gefangene in unserer Hand. Russische Angriffe westlich von Jakobstadt wurden abgewiesen. Westlich von Illuxt benutzten wir uns in etwa 3 km Frontbreite der feindlichen Stellung. Weiter südlich bis in die Gegend von Smorgon wurden mehrfache, mit starken Kräften unternommene russische Vorstöße unter starken Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. Es wurden 2 Offiziere und 175 Mann zu Gefangenen gemacht. Ein russischer Angriff beiderseits der Bahn Nachowitz-Baranowitsch brach 400 m vor unserer Stellung im Feuer zusammen.

Am Rowny-Bach und am unteren Styr führte der Feind eine Reihe heftiger Angriffe. Bei Kulsowicz, Nowosjeli und Kasilowka wird noch gekämpft, an allen anderen Punkten war der Gegner schon gestern Abend blutig abgewiesen. Seine Verluste sind groß; am Rowny räumte er in voller Auflösung unter Zurücklassung von Gewehren und Ausrüstungsstücken das



Der Oberkommandant der österreichisch-ungarischen Armee Feldmarschall Erzherzog Friedrich mit seinem Gefolge.
1. Feldmarschall Erzherzog Friedrich. 2. Hofkammer Graf Thurn-Walsitzina. 3. Oberst Freiherr v. Mor-Merk. 4. Oberstabsarzt Prof. Dr. Biehl. 5. Major Ritter v. Höfner. 6. Major Weismayer. 7. Major Graf Boos-Walden. 8. Hauptmann Kern.

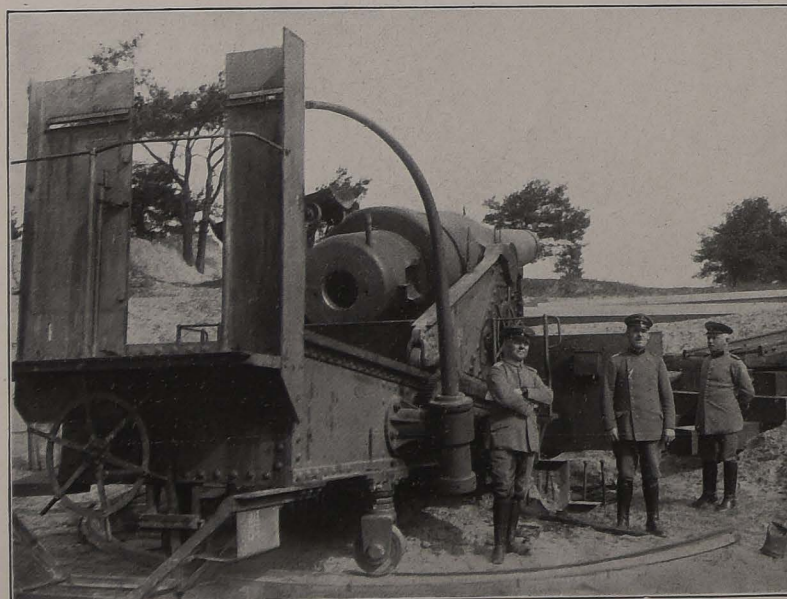
Gefechtsfeld. Auch die an der oberen Szczara stehenden k. u. k. Streitkräfte schlugen einen stärkeren russischen Angriff ab.

An der Sonzo-Front kam es auch gestern Abend am Nordwestabschnitt des Plateaus von Doberdó bei Peteano zu heftigeren Kämpfen. Starke italienische Infanterie griff neuerdings die dortige österreichisch-ungarische Stellung an, gelangte teilweise bis nahe an die Hindernisse heran und wurde unter schweren Verlusten zurückgejagt.

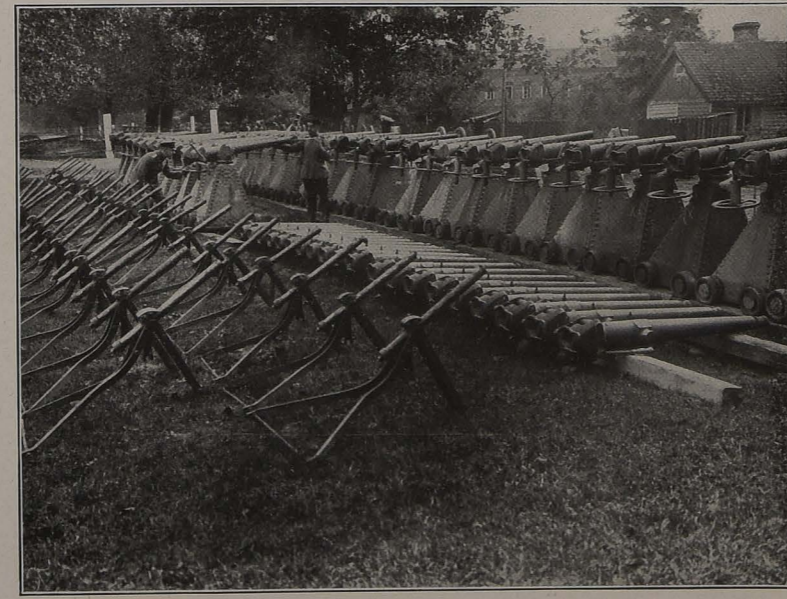
Die im Valais-Gebiet geschlagenen serbischen Divisionen weichen beiderseits der nach Süden führenden Straße zurück. Die österreichisch-ungarischen Truppen befinden sich im Angriff auf die noch nördlich der Italia stehenden feindlichen Abteilungen. Auch in der Macva wurde der Gegner zum Rückzug gezwungen. Beiderseits der unteren Morava gewannen die deutschen Divisionen abermals Raum.

Die Bulgaren haben die Höhen des Muslin-Percin und des Babin-Zub besetzt. Weiter südlich dringen sie über Egri Palanka vor.

Nach einer Meldung aus Athen sind in den letzten Tagen folgende Schiffe durch deutsche und österreichisch-ungarische U-Boote versenkt worden: der englische Dampfer „H. C. Henry“, die englischen Dampfer „Hayden“, „Sailor Prince“, „Halcyones“, „Thornwood“, „Apollo“ und der italienische Dampfer „Cyrene“.



Ein in der eroberten Weichselfestung Nowo-Georgiewsk erbeutetes, in Stellung befindliches russisches 28-cm.-Geschütz. (Phot. W. Braemer.)



In Nowo-Georgiewsk erbeutete englische Raponnier-Geschütze und Leuchttraktoren-Gestelle. (Raponnieren sind bedeckte Gänge in Laufgräben.) (Phot. W. Braemer.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Skizzen vom westlichen Kriegsschauplatz. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Paul Hen.



Proviантаusgabe in Lambrecht.



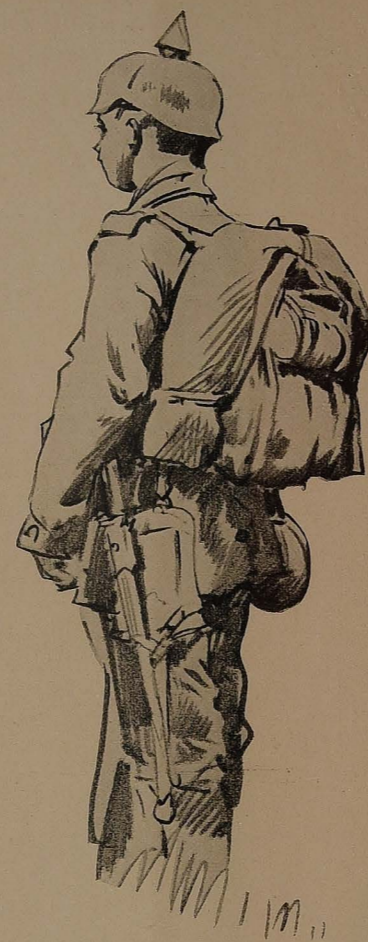
Soldatentyp.



Feldgottesdienst bei Vigny.



Gemütliches Heim.

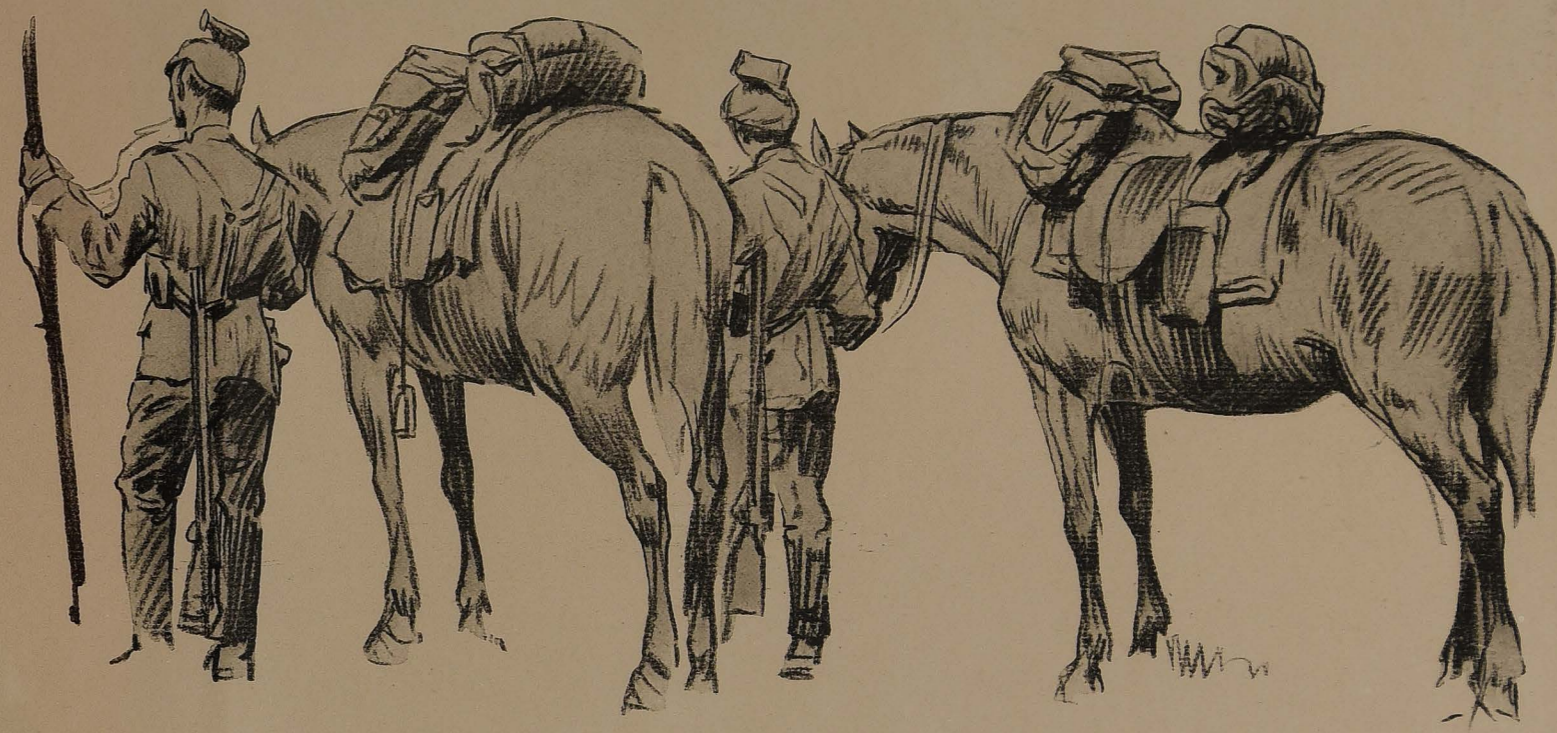


Soldatentyp.



Brücke in Quesnoy.

Brücke in
Quesnoy
28. VI



Abgejessene Manen.



Im Unterstand.

Vom Tagewerk des Artilleriebeobachters.

Von Hugo Seeger.

Flugzeug- und Artilleriebeobachter — das sind die beiden Beschäftigungsweigen im Krieg, die demjenigen am meisten zuzugewandt werden, der dieses gewaltige Ringen wirklich mitemleben, an den Erfolgen selbst teilnehmen und seine Kriegserinnerungen nicht lediglich aus den Erzählungen jener schöpfen will, die am Kampf unmittelbar teilnehmen. Ihre Tätigkeit ist die interessanteste und zugleich dankbarste, die man sich im modernen Krieg denken kann. Vor allem natürlich im Bewegungskrieg, wenn die Ungewissheit über die Lage und die immer wechselnden Bilder ihn zu höchster geistiger Anspannung treiben, wenn neue Zielstellungen und neue Ziele seine Kräfte reizen und er sein artilleristisches Können nach allen Seiten hin zur Geltung bringen kann.

Der Stellungskampf, wie wir ihn im Westen seit neun Monaten führen, hat für den Artilleristen ganz neue Methoden geschaffen, die sich auf die Beschaffenheit des Geländes, auf die Nähe des Feindes und auf die Masse seiner Kampfmittel gründen. Der Kampf im Waldgelände hat den Artilleriebeobachter in den Schützengraben gewiesen, in dem er sich längst ebenso heimisch und heimatsberechtigt fühlt wie der Infanterist, der ihn ausgehoben hat. Man kann ruhig behaupten, daß heute das Feuer des größten Teils unserer Artillerie von der Schützengrabenlinie aus geleitet wird.

Die Gründe hierfür sind sehr einleuchtend: die Front zerfällt in kleine Gefechtsabschnitte. Jedem Abschnitt ist zur Unterstützung seine Artillerie zugewiesen. Diese hat im Verteidigungskrieg die Aufgabe, Herausforderungen des Feindes zurückzuweisen und ihm Hülfe zu bringen, Schädigungen der Infanterie möglichst rasch und wirksam auszuheilen, den Gebrauch häßlicher Kampfmittel im Keime zu ersticken, feindliche Kampfwerkzeuge vor und hinter der Front zu zerstören, die feindlichen Angriffen hinter den ersten feindlichen Graben Sperren zu legen, um ein Nachschieben der Reserve zu erschweren, Unterminierungsversuche zu verhindern oder auch nur zu stören und schließlich einen allzu starken Ausbau der Stellung unmöglich zu machen. Dies alles macht sie selbstständig ohne vorherige Rücksprache mit dem Artilleriekommandeur. Einen Auftrag, die feindliche Artillerie niederzukämpfen, wird sie wohl erst dann erhalten, wenn die genaue Lage der feindlichen Batterien ermittelt und wenn in dem betreffenden Abschnitt eine Gefechtsabteilung offenstehen muß. Ein Umherstreifen in der Gegend in Richtung mutmaßlicher Artilleriestellungen nach Art der Franzosen ist zumal in Berücksichtigung der starken Deckungen, die im Laufe der Monate gebaut wurden, unnütze Mühsal. Es gibt Batterien, die seit Monaten an demselben Fleck stehen, starke Beschießungen durchgemacht und fast keine Verluste erlitten haben.

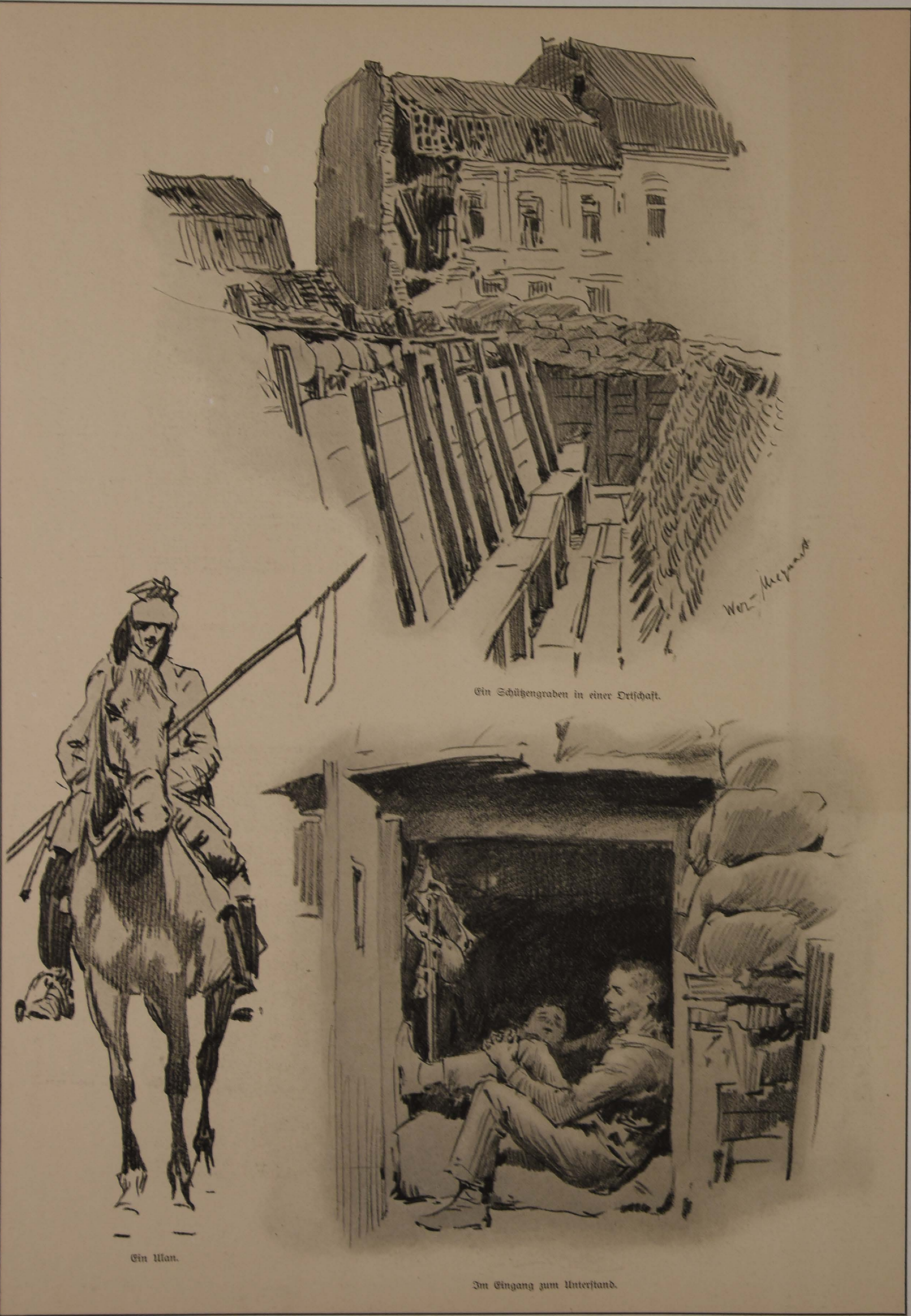
Nicht hinter jedem Gefechtsabschnitt befindet sich nun ein erhöhter Punkt, der eine Übersicht über diesen Teil der Front möglich macht. Und ist er wirklich dicht hinter der vordersten Linie vorhanden, so empfiehlt sich sein Ausbau zur Beobachtungsstelle nicht einmal allzusehr, weil er doch ein ewiger Zielpunkt feindlicher Artillerie wäre; ist er aber weiter rückwärts zu finden, so wird er zweckmäßig mit Beobachtern besetzt werden, denen die Überwachung eines größeren Abschnittes obliegt, so daß sie sich nicht mit der Einzelbeschießung feindlicher Unhöflichkeiten befassen können. Liegen also die Schützengrabenlinien, wie das im Westen meist der Fall ist,

nur 20 bis 100 m auseinander, so muß der Artillerist sein Feuer vom Schützengraben aus leiten, wenn er Wirkung erzielen will.

Der weiter rückwärts befindlichen höher gelegenen Beobachtungsstelle wird also mehr die allgemeine Überwachung der Vorgänge hinter der feindlichen Front im weiteren Sinne übertragen werden, sie wird gemeinsam mit den Fliegern Verchiebungen und Truppenansammlungen beim Gegner überwachen, sich aber am Schießen selbst nur dann

betheiligen, wenn ferner gelegene Ziele in Betracht kommen, die vom Schützengraben aus nicht zu beobachten sind. Der Beobachter schießt sich mit Geschützen verschiedener Kaliber auf gewisse Punkte ein: auf Wegkreuzungen, Gehöfte, Dorfstraßen, Türme, Eisenbahnlinien, Waldschneisen. Zeigt sich dann dort irgendeine Bewegung, so wird er den Feind beunruhigen. Dieser Beobachter wird aber nicht oft zum Schuß kommen. Der Gegner weiß genau, an welchen Stellen er „eingesehen“ ist, und er wird bei

schäffliches Feldgeschütz mit Brennzündern die Zugangsflappe ab. Man benutzt die Feuerpausen, um rasch bis zur vordersten Linie durchzugehen. Dort schieben wir uns rechts seitwärts durch, stoßen in den engen Gräben bald da, bald dort an. Die abgelagerten Infanterieposten schlürfen eben bedächtig niedergelauert ihren Morgenkaffee. Die Kontrolloffiziere rufen uns Scherz Worte zu und wünschen uns Glück. Man sieht die Artillerie gern im Graben. Kann sie doch immer helfen, wenn der Feind gar zu annehmend wird. Endlich sind wir im Telefonunterstand der hl. Barbara, lassen uns die Vorkommnisse der Nacht schildern, hören noch rasch die neuen Gewohnheiten des Gegners — der Franzose arbeitet gern mit Überwachungen, wie Gewehrgranaten und anderen „Scherzartikeln“ — neue Beobachtungen im Schießen, auffallende Punkte im Gelände werden mitgeteilt, da — in der Richtung des linken Flügels ein furchtbares Getöse, der Luftdruck schneidet scharf unser Gesicht, wir nehmen rasch Abschied, und schon summt das Telefon: „Kompanie Anna wird mit Witten beschossen. Abbruch des feindlichen Minenwerfers zwischen Punkt x und y erkannt. Näheres erfährt Artilleriebeobachter beim Führer der linken Flügelskompanie. Verstanden?“ „xte Batterie gefechtsbereit!“ Dann wird das Telefon abgenommen. Ich eile im Lauschkritt voraus, Hilfsbeobachter und Telephonisten mit dem Apparat mit nach, dem linken Flügel zu. Inzwischen kauft schon das zweite Ungelärm herüber und explodiert mit schrecklichem Krach ganz in unserer Nähe hinter der Grabenwand. Wir drücken uns an die Grabenwand, bis die Sprengstücke niedergefallen sind, eilen dann weiter und kommen an die Stelle, wo die erste Mine den Graben gesprengt und ihn auf einige Meter eingestürzt hat. Wir selbst hatten noch vor wenigen Minuten die Stelle passiert. Ein wüstes Chaos von Stahlschindeln, Steinen, Holzbalken, Sandbäcken, Uniformstücken. In einer Sackgasse werden einige Verwundete verbunden. Wir können nur auf dem Rand kriechend weiterkommen, da die Mäde in



Ein Schützengraben in einer Ortschaft.

Ein Mann.

Am Eingang zum Unterstand.



Der am 23. Oktober 1915 durch ein englisches Unterseeboot in der Ostsee versenkte Panzerkreuzer „Prinz Adalbert“.



Am Brunnen in einem Vogesenstädtchen. (Fot. Oberth, Cassel.)

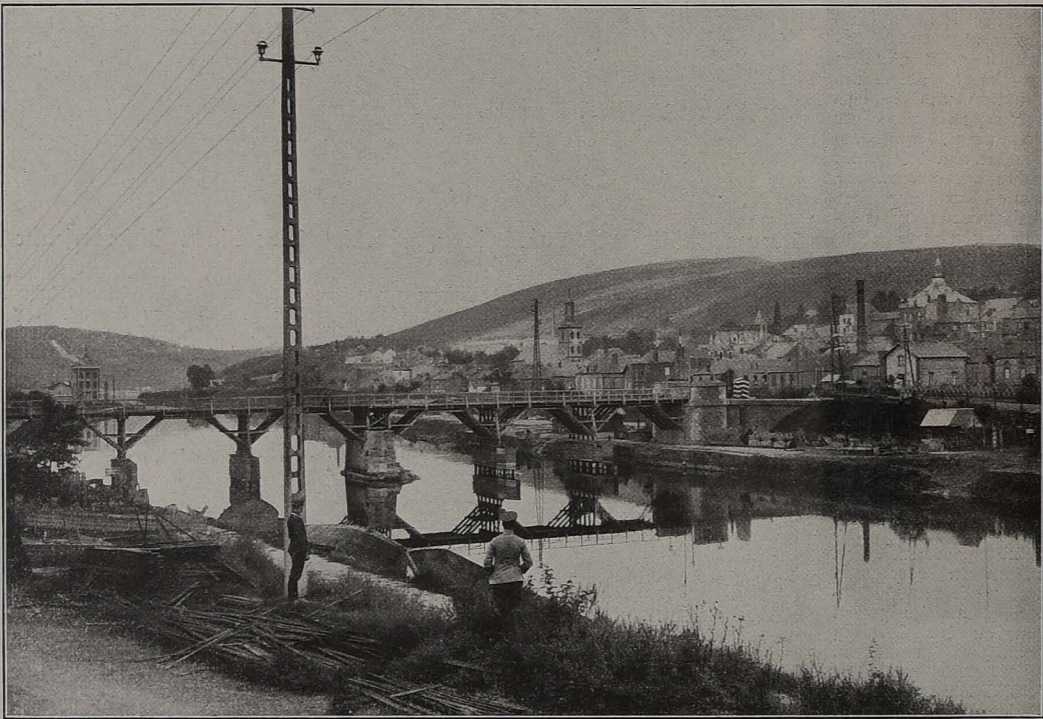
Tag den Verkehr dort meiden. Bei Nacht wird er diese Stellen mit Vorlicht passieren, und schließlich gibt es ja eine Menge von Mitteln, um sich gegen Sicht zu decken. Man kann selbst an einer lebhaften Front stundenlang am Scherenfeuer vorbeiziehen, ohne irgendwelchen Verkehr auf den Anmarschwegen zu entdecken.

Alle diese Beobachtungsstellen sind stark eingebaut, selbst gegen Luftstöße geschützt, gut maskiert und werden dabei im allgemeinen wenig beschossen. Sie sind im Laufe der Monate bedächtig ausgebaut worden, und da



Montcy-Notre-Dame.

der Brustwehr scharf von feindlicher Infanterie bestrichen wird. Mitten in der Weiche bleibe ich hängen. Rätsch! Rätsch! knallt es dicht über mir. Inzwischen haben auch unsere Minenwerfer am linken Flügel das Antwortfeuer eröffnet. Der „feindliche“ schießt, durch unser Minenfeuer belästigt, nach längerer Pause seine dritte Mine. Ein Blindgänger. Nun endlich sind wir am linken Flügel. Die Jungen schalten den Telephonapparat ein, der Kompanieführer führt mich an die nächste Blende, wo er schon ein Gewehr auf die Abzuckstelle des Minenwerfers eingestellt hat. Eben hat die vierte Mine den Lauf verlassen, und prompt laufen zwei kleinere als Antwort in die Richtung, aus der der Schuß kam. Ich habe inzwischen Verbindung mit der Batterie, gebe Entfernung, Seiten- und Höhenrichtung zurück. Schuß! Und alsbald jagt schon mit flacher Bahn die erste Granate dicht über unsere Köpfe weg und schlägt etwa 50 m vor uns ein. Beobachtung: etwas mehr rechts, ich gebe Seitenkorrektur, und gleich kommt die zweite. Der Minenwerfer hat die Pause benutzt, uns die fünfte Mine herüberzuschicken, sie kriecht hinter der ersten Linie. Alles drückt sich an die Grabenwand. Mein zweiter Schuß lag genau in der Abzuckrichtung. Ich konzentriere das Feuer meiner Geschütze, gebe Kommando „kürzere Feuerpausen“ zurück, und nun zieht's Schuß auf Schuß mit „huju, huju, huju“ dicht über uns weg. Jetzt haben wir die Oberhand. Unsere kleinen Minen streuen die feindliche Linie rechts und links davon ab und setzen Volltreffer in den Graben. Ich lege in der Entfernung noch etwas zu. Es dauert einige Sekunden länger, bis der nächste Bänder umgestellt ist, und schon hat der Gegner die Pause benutzt, um aus seiner Deckung herauszugehen und uns eine neue Mine herüberzuschicken. Sie geht zu kurz. Der Franzmann hat offenbar den Minenwerfer etwas nach rückwärts gebracht, denn ich kann den Abzuck nicht mehr sehen. So reißt der Kurzschuß ein großes Loch zwischen den beiden Gräben. Indes meine Batterie mit der neuen Entfernung lebhaft weiterfeuert. Dann ein neues, wohlbekanntes



Nouzon mit Hindenburg-Brücke.



Château-Megnault, vom Berg der sieben Dörfer aus gesehen.

Aus dem von den deutschen Truppen besetzten Gebiet in Frankreich: Bilder von der Maas.

Heulen in der Luft: das Plantierungsgeschütz unserer schweren Artillerie. Auch dieses will die Opfer rächen. Der Schuß lag gut. Die Sprengstücke flogen bis zu uns herüber. Der Kampf wird nun so lebhaft, daß wir erst durch das Telephon darauf aufmerksam gemacht werden müssen, daß unser rechter Flügel „Schnittpunkt“ Kompanie (Caesar) — David von feindlicher Artillerie bestreut wird. Ich muß den Minenwerfer der „Schweren“ überlassen, breche das Telephon ab und renne mit meinem Stab an den Artilleriehochstand in der Mitte der Stellung, um die der belästigten Kompanie gegenüberliegenden feindlichen Gräben unter Feuer zu nehmen. Da die französische Artillerie nun einmal so hinterlistig ist und ihre Geschütze so stark einbaut, daß man ihr selbst keine Straßleitung erteilen kann, muß die arme Infanterie dafür büßen. Sie trägt ja hier wie dort die Last des Kriegs. Da ich mit meiner mehr frontal wirkenden Batterie gegen die starken Brustbedungen wenig ausrichten kann, stehe mir für solche Zwecke eine Plantierungshaubitz und -lanone zur Verfügung. Mit der Haubitz, dieser vorzüglichen Präzisionswaffe, kann man plantierend in den vordersten feindlichen Gräben schießen, ohne die eigene Infanterie sehr zu gefährden. Die Feldlanone wird auf die zweite Schützenlinie eingestellt. Nun Vorsicht! damit die Kommandos nicht durcheinandergedrückt werden, wenn man mit beiden zugleich schießt. Die Volltreffer im Graben, die bei der Streuung aller Geschütze nicht immer gelingen, werden von unserer Infanterie mit Schmutzeln und vergnügtem Hände-reiben dankend quittiert.

Drüben am linken Flügel muß eine Mine die Drahtleitungen zerstört haben, die Verbindung zu den Plantierungsgeschützen ist abgebrochen. Es ist zwar noch durch Umfiedern über eine benachbarte Brigade Verbindung zu bekommen, aber das Straßschießen kann unfererseits eingestellt werden, um die Leitung möglichst rasch wieder in Ordnung zu bringen.

Das Telephon spielt im Stellungskampf eine der Hauptrollen. Beruht doch die Unmöglichkeit, unsere Stel-

lungen zu durchbrechen, in erster Linie auf unserer artilleristischen Organisation, mit der das Telephon unzertrennlich verbunden ist. Wir können telephonisch in wenigen Sekunden die gesamte Artillerie auf einen verhältnismäßig kleinen Raum konzentrieren. Mit den Durchbruchstruppen wird unsere Infanterie allein fertig, die in rückwärtigen Linien aufgestellten Reserven läßt das Sperfeuer unserer Artillerie nicht durch und vernichtet sie. Der Tagesbericht der Obersten Heeresleitung sagt darüber kurz: „Ein feindlicher Durchbruchversuch brach in unserem Feuer zusammen.“ Die Beobachtungsoffiziere der Artillerie müssen deshalb ihr Hauptaugenmerk auf das stete Funktionieren wenigstens einer ihrer Verbindungen zu den Batterien richten. Ohne Drahtverbindung ist ein Schießen unmöglich, d. h. es sind schon besondere Einrichtungen getroffen, damit im Angriffsfall die Batterien selbständig Sperfeuer legen können, wenn alle Leitungen abgeschossen sein sollten, aber ein planmäßiges Zielschießen ist ausgeschlossen.

Man glaube ja nicht, daß gerade der bairische Telephonist im Schützengraben ein besonders höflicher Mann ist. Ungeschicklichkeiten der „Neulinge“ werden so lange gerügt, bis „Schwung“ dahintergekommen ist. Und es ist ganz amüsant, manchmal selbst den Kopfhörer aufzusetzen und die urbarwarischen Gespräche mit anzuhören, zumal wenn abends zwischen 9 und 10 Uhr die Siegesnachrichten von allen Fronten in die vorderste Linie diffundiert werden. Da soll einer bekannte Kampforte im Westen oder Osten nicht gleich verstehen, dann hagelt es mit „Hammel, gschert“, „Alphabeth“, „Blindgänger“ und anderen Liebenswürdigkeiten. Die Telephonprache ist überhaupt ein Kapitel für sich in diesem Krieg. In die Eindrücklichkeit der Leistungsproben bringt der Humor unserer Feldtruppen Abwechslung. Die Empfangsstation antwortet auf Anruf nicht mit einem monotonen „Hier!“ Sie sagt höflich: „Hier hängt er schon.“ Das ist dem Glück, gibt der Schützengrabentelephonist zurück. „Leistungsprobe.“ „Verständigung gut.“ „Mo, Schluß mit u.“ Damit ist die Leitung kontrolliert. Zuweilen kommt es vor, daß



Pappe Folckerts 1915

Unsere Marine im Weltkrieg: Matrosen-Artillerie bei der Befestigung der flandrischen Seeplätze.

Nach einem Aquarell für die Zeitschrift „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem flandrischen Kriegsschauplatz befindlichen Matrosen Pappe Folckerts.

bei Leitungsreparaturen die Drähte falsch verflochten werden oder daß zwei blanke Stellen aufeinanderliegen. Auf Anruf antworten mehrere Stationen. Dann setzt ein echtes bayerisches Schimpfen ein. Den Schaden repariert aber schließlich der, der das kleinere Mundwort hat...

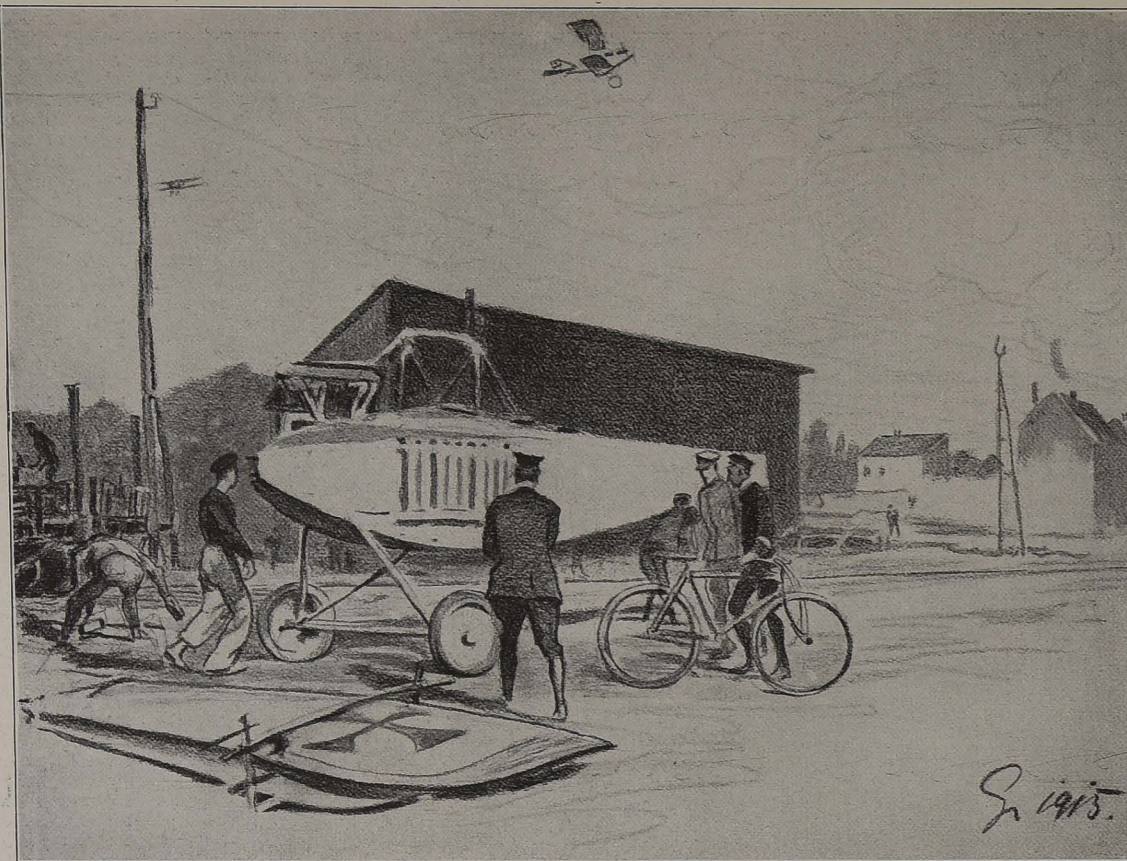
Meine Leitung ist wieder geflickt, und wir können zum eigentlichen Thema wieder zurückkehren. Es ist Mittag geworden, und da auch der Franzose auf eine anständige Essenspause Wert legt, haben wir Zeit, uns durch ein Frühstück auf die Strapazen des Nachmittags vorzubereiten. Abwechselnd beobachten wir durchs Glas etwaige Bewegungen beim Gegner, aber es rührt sich oft stundenlang nichts. Dann jagt es "Tsching-bum", "Tsching-bum" hart über die Deckung weg, manchmal reißt auch ein Volltreffer die Brustwehr zusammen und verwettet die Blenden. Man muß die Beobachtungsstellen häufig wechseln. Gewisse Blenden, die dem Bion belonders unangenehm sind, werden von ihm den ganzen Tag über unter Feuer gehalten. Er schraubt Gewehre mit Zielfernrohren genau auf die Blendenöffnung ein und braucht nur abdrücken, wenn er Bewegung sieht. Glänzende Mützenkanten, Mäkelstübe, Regimentsnummern oder bei Nacht brennende Zigarren sind für einen aufmerksamen Gegner wertvolle Anhaltspunkte.

Am dunstigen Horizont erscheint direkt in der Platte ein feindlicher Zersplitterball. Auch der Batterieoffizier

meldet sein Erscheinen. Wir schneiden ihn mit dem Richtkreis an. Entfernung zu weit für uns. Wir rechnen nun mit einer Plattenbeschießung durch schweres Kaliber. „Der Mungo schießt.“ Wer dem Geschütz diesen Namen gegeben

hat, weiß niemand, aber in der Brigade heißt er seit dem ersten Tag seines Auftretens der „Mungo“. Der Gegner will uns reizen. Er weiß, daß wir, um den „Mungo“ zum Schweigen zu veranlassen, die gesamte Artillerie auf seine Schützlinien hegen. Vom Ballon aus will er dann unsere Geschützstellungen festlegen. Unsere artilleristische Organisation gestattet uns jedoch, mit anderen, vom Ballon aus nicht zu erfundenden Geschützen und Batterien zu schießen. Meldung ans Regiment, einen Flieger anzuordnen, der die Lage des schweren feindlichen Geschützes feststellen könnte. Schon windet sich langsam durch die Luft mit kläglichem Geheul der erste Schuß heran. Er liegt der Vorsicht halber hinter unserer Stellung. Der nächste kommt unserer zweiten Linie schon nahe. Wir eröffnen gleichzeitig mit der schweren Artillerie und den Minenwerfern ein furchtbares Feuer auf die Schützengräben vor unserer Stellung. Sobald der schwere Schuß bei uns einfällt, erscheint drüben an der Brustwehr ein Spiegel, der dem feindlichen Artilleriebeobachter einen Überblick über unsere Stellung gewährt, ohne daß er seine Deckung verlassen muß. Auf diesen Augenblick haben unsere Braven an den Blenden schon gewartet, raseln in den Gräben.

Auf diesen Augenblick haben unsere Braven an den Blenden schon gewartet, raseln in den Gräben.



Bei unserer Marine in Westlandern: Ausladen eines Flugzeugs. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.

Hansa Lloyd

WERKE A.G.

BREMEN

Personenwagen, Lieferwagen

Lastwagen, Omnibusse.



KALODONT

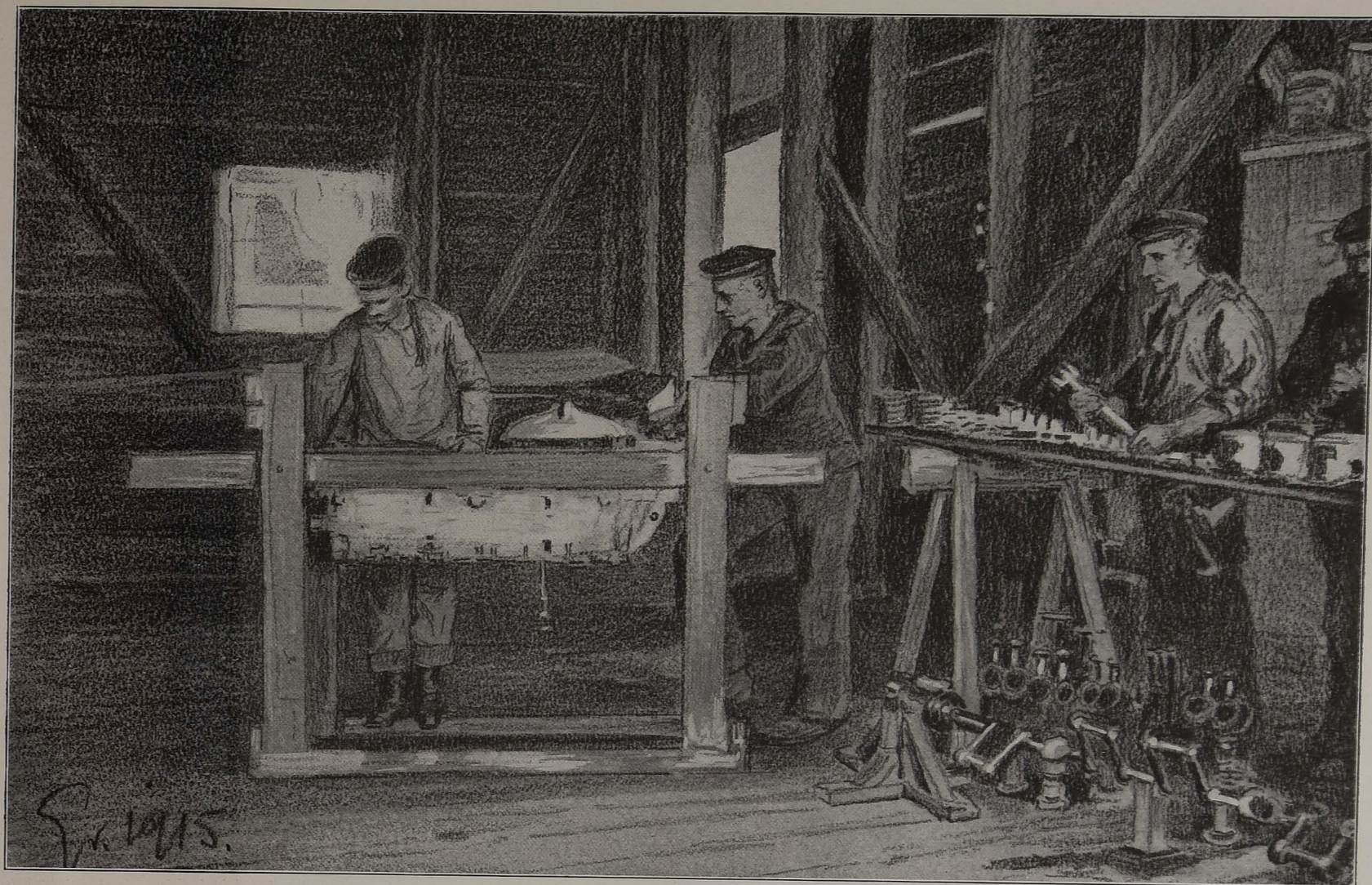
ZAHN-CREME UND MUNDWASSER



Waldorf-Astoria Cigaretten

FELDPOSTBRIEFE

mit den farbigen Hestchen



Bei unserer Marine in Westlandern: Werkstatt in der Flughalle. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.

Zell

Kakao
Schokolade
Die Marke
für alle



Hartwig & Vogel A.G. Dresden, Bodenbach, Wien

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.

800000	200000
500000	150000
300000	100000

und namentlich viele Mittelgewinne.
20 Millionen 801000 Mark kommen innerhalb 5 Monaten zur Auspielung. Spielplan gratis.

Ziehung 1. Klasse 8. und 9. Dezember 1915.
Zehntel Fünftel Halbe Ganze
Mark 5. 10. 25. 50.
Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:
Mark 25. 50. 125. 250.
Verwand, auf Wunsch u. Nachnahme, durch d. Kgl. Kell.
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Gew.-Listen u. Auszahl. schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postcheckkonto Leipzig 7516.

Jose zur 168. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
mit Hauptpreisen von 500 000, 300 000, 200 000, 150 000, 100 000, 60 000, 30 000, 20 000, 10 000, 5 000, 2 500, 1 250, 625, 312, 156, 78, 39, 19, 9, 4, 2, 1 Mark.
event. 500 000 Mark.
Ziehung 1. Klasse am 8. und 9. Dezember 1915.
Lose 1. Klasse: 50. 25. 10. 5. 2. 1. (Zinsen u. Porto
kostenlos für alle 5 Kl. gültig: 250. 125. 50. 25. 12. und verleiht:
Denn. Schirmer Nachf., kgl. Kollektion, Leipzig 1.
Giro-Konto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt. Kassen-Konto Leipzig Nr. 2560.

Billige Heizung großer Räume
Kirchen, Läden, Lager-, Fabrikräume etc.
Neuer Fülllofen für Koks von
Leprince & Siveke in Herford in Westfalen.
Die Heizleistung dieser Ofen ist eine ungewöhnlich große und dabei erstaunlich billige. Die Ofen bedürfen höchstens aller 24 Stunden des Nachlegens und können ohne neues Anheizen beliebig lange im Gange erhalten werden. Dieser Umstand und der hermetische Verschluss beseitigt die Unreinlichkeit und Feuersgefahr, die mit gewöhnlichen Ofen verbunden sind. Zeugnisse, Zeichnungen und Preiskurant stehen zu Diensten.

Königl. Sächsische Landes-Lotterie
(in Österreich-Ungarn verboten)
110000 Lose — 55 000 Gewinne und 1 Prämie in 5 Klassen
Ziehung 1. Klasse am 8. und 9. Dezember 1915
Jedes zweite Los gewinnt.

800,000	500,000
300,000	200,000
150,000	100,000

Klassen-Lose Zehntel Fünftel Halbe Ganze
(in jeder Klasse) M. 5. M. 10. M. 25. M. 50.
Voll-Lose Zehntel Fünftel Halbe Ganze
(für alle Klassen) M. 25. M. 50. M. 125. M. 250.
Königl. Sächsischer Lotteriekolporteur, Leipzig, Richard-Wagner-Strasse 10.
Paul Lippold
Postcheckkonto: 50 726 Leipzig.

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß
Reißen. In Apotheken Fl. M 1,40; Doppelfl. M 2,40

muß die Infanterie auf ihn schießen. Wird er nicht gleich getroffen, wird er zum mindesten beunruhigt. Unsere Feldkanonen pressen drüber auf die Brustwehr, daß die Steine spritzen. Die Haubitzen legen Treffer auf Treffer in den feindlichen Graben. Eben ist drüber ein Handgranatendepot mit hartem Knall in die Luft geflogen. Der dritte „Mungo“ schießt schon Strich auf unsere vorderste Linie. Drei Handfeuerleute, die erst vor wenigen Stunden mit dem Nachschub ins Feld gekommen sind und sich kaum hier eingewöhnt haben, liegen zerstreut an der Stelle, wo das Geschütz einschlug. Wir steigern die Feuergefechtswindigkeit, die Mörserwerfer helfen, die feindlichen Telephondrähte zu zerreißen, um das Feuer zum Schweigen zu bringen. Doch nach vier Minuten dreht sich heulend eine neue Granate durch die Luft und fñt — im feindlichen Graben. Eine größere Freude kann der Franzose unserer Infanterie nicht bereiten. Sie vergeht ihm die schwerste Befriedigung, wenn er nur einmal dabei in seinen eigenen Graben trifft. Wo die Fronten so nah zusammenlaufen wie hier, entscheidet eben doch die Präzision der Waffe. Endlich erscheint unser Flieger, und er ist es nun, der das Interesse der feindlichen Batterien auf sich zieht. Das schwere Geschütz, der „Mungo“, schweigt, um seine Stellung nicht zu verraten, die kleineren jagen ihre Tagesration an Munition in die Luft, und wir im Schützengraben sind die belustigten Zuschauer, freuen uns, wenn unser Flieger durch geschickte Wendungen alle Berechnungen der feindlichen Artillerie über den Haufen wirft und hurtig seine Bahnen zieht, die noch lange Zeit durch die Sprengwolken gekennzeichnet sind. Er wendet sich dem Fesselballon zu, der in Eile eingezogen wird, streift noch ein Stündchen über den Stellungen und gönnt uns die Ruhe. Wenn er den Feind bewacht, wagt ja — außer den Ballonabwehrkanonen — niemand zu schießen.

Der Tag neigt sich. Wir belästigen noch einen Bretterwagen, dessen blendendweiße Last durch die Zweige schimmert. Er ist zu früh eingetroffen, fährt aber schneidig durch den Wald, bis auf 1000 m heran, und muß nun die Pferde ausspannen, die, von unseren Sprengstücken verfolgt, schleunigst ausweichen. Damit schweigt vorläufig die Artillerie. Bei der gaisfreundlichen M. G. R. (Maschinen-Gewehr-Kompagnie) gibt's in der Dämmerung das erste warme Gßen. Damit werden die Vorbereitungen für die Nacht getroffen. Es ist nichts mehr zu sehen draußen, und



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Heruntergeschossenes feindliches Flugzeug.

Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Berthold Adolph.

wir ziehen uns in unseren Telephonunterhand zurück. Bald beginnt das regelmäßige Schießen der Bous gegen die Blenden und Töndungen: „Der Einjährige Mayer bei den Franzosen hat seinen Kösten angetreten“, heißt es dann. (Auf anderen Teilen der Front nennt man ihn „Clemens“ oder sonstwie.) Er schraubt bei Tage sein Gewehr ein auf Punkte, die ihm besonders wichtig erscheinen, und schießt mechanisch die ganze Nacht, ohne zu zielen und etwas zu treffen. Er nennt sich dann Scharfschütze. „Pätsch, pätsch, pätsch, pioupiou, pätsch, pätsch.“ Klingt es, je nachdem sein Schuß sich in den Steinen der Brustwehr gefangen hat oder als sogenannter Querschläger irgendwo weiter hinten seine Flugbahn beendet. Ist Herr Mayer besonders rührig und schießt mit kurzen Feuerpausen, so sagt der Infanterist: „Er will partout zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen werden.“

Unter Tagewert erstreckt sich auch auf die Nacht. Die Beobachtung der Schüsse ist wohl erischwert, aber wir beunruhigen doch den Feind. Abwechslend hält einer Telephonwache. Treibt es der Gegner zu toll, bekommt er seine Strafe dafür. Auch gegen die häßlichen Gewehrgranaten, die oft als Salven zu dreien herüberliegen, zumal wenn eine neue Riste aus Amerika eingetroffen ist, wird Feldartillerie angefordert.

Der Schlaf ist gut im Schützengraben, und an das regelmäßige Infanterieschießen, das Holzhacken, gewöhnt man sich schnell. Wenn nicht gerade der Luftdruck eines Vortreffers die Türe des Unterlandes eindrückt und die ganze Höhle erzittert, wird von den Schlafenden niemand gelöst.

Seit 1/3 Uhr liegen wir auf der Lauer. Der Feind bildet sich nämlich seit einiger Zeit ein, daß wir um diese Stunde ablösen und will mit seinen schweren Mörsern die Ablösung fördern. Wir lassen alle Geschütze gefechtsbereit machen und warten an den Blenden zu viert auf den ersten Mörserschuß. Dann soll er prompt seinen Dentsettel bekommen. Der Mörserbeobachter freut sich, daß ihm sein Telephonkommandeur fünf Schuß für diesen Zweck bewilligt hat. Die Stellungen der feindlichen Mörserwerfer sind uns alle bekannt. Es fragt sich nur immer, aus welcher vorbereiteten Stellung heraus er schießt. Dann wird er mit Feuer überschüttet, bis er Ruhe gibt. Oft steht man um 1/6 Uhr noch draußen, und er wagt es nicht, uns die gefürchtete Flasche mit dem Dynamit herüberzulungeln. So beginnt der neue Tag häufig mit Warten...



Von der Einweihung des deutschen Genesungsheims für Angehörige der österreichisch-ungarischen, der ottomanischen und der bulgarischen Armee und Marine in Wiesbaden am 22. Oktober 1915: Gruppe der Teilnehmer. (Gefphot. C. S. Schiffer, Wiesbaden.)

Ende des redaktionellen Teils.

SIROLIN

bei Katarrhen der
Athmungsorgane, langdauerndem
Husten, beginnender Influenza recht-
zeitig genommen, beugt schwerern
Krankheiten vor.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krankheiten verhüten als solche heilen.
2. Kinder mit Husten, weil durch Sirolin die schmerzhaften Hustenanfälle rasch vermindert werden.
3. Asthmatiker, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.
4. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

ERNEMANN

Armee-Kameras
4 1/2 x 6, 6 x 9 und 9 x 12 cm.

für Platten u. Film eingerichtet,
bei unseren Tischen im Feld-
beliebteste Hochschalenapparate:

Deutsche Meisterwerke
der Kamerabau-technik

Preisliste kostenlos —
Heinr. Ernemann AG. Dresden 126
Photo-Kino-Werke Optische Anstalt



Rein deutsches Erzeugnis!

Steckenpferd- Seife

die beste Lilienmilch-Seife
für zarte, weiße Haut.

Überall zu haben!
Stück 60 Pfg.

Körperpflege durch Wasser, Luft und Sport. Eine Anleitung zur Lebenskunst von Dr. Julian Marcuse. Mit 121 Abbildungen. In illustriertem Rohleinenband 6 Mark. Ausführliche Prospekte stehen unentgeltlich zur Verfügung. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.



Pallabona unerreichbares trockenes
Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege,
macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das
Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die
Kopfhaut. Ges. gesch. Arztl. empfohlen. Dosen zu
Mk. 0.80, 1.50 u. 2.50 bei Damenfrisuren u. in Parfü-
merien oder franko von Pallabona-Ges., München 39 D.

CHOCOLADEN ALPURSA CACAO

Das Geheimnis der schönen Zähne



PERGENOL

Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszenten,
durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden
in

Dr. Hommel's Hæmatogen

ein energisches, von Tausenden von Aerzten glänzend begutachtetes Kräftigungsmittel.

Warnung!

Wir warnen vor Fälschungen, die mit dem Namen
Hommel od. Dr. Hommel Mißbrauch treiben.

Man verlange daher ausdrücklich

das echte Dr. Hommel's Hæmatogen!

Verkauf in Apotheken und Drogerien. Preis per Flasche 3 Mark.

Aktiengesellschaft Hommel's Hæmatogen, Zürich.

Generalvertreter für Deutschland: Gerth van Wyk & Co., Hanau a. M.



So sieht
die richtige
Packung aus!



Im beginnenden zweiten Kriegswinter sind Feldpostbriefe

Asbach „Uralt“

alter deutscher Cognac

eine hochwillkommene
Gabe.

Ein vaterländisches Erzeugnis
in Rüdesheim am Rhein aus
Naturwein destilliert und auf
jahrelangem Lager gepflegt,
von unvergleichlicher Güte.

Weitere beliebte Marken:
Asbach „Echt“ und Asbach „Alt“.

Verkaufsstelle für Oesterreich:

Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I., K. K. Hofburg.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unbenutzte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.